

DenkMalBildung

Im Spannungsfeld von Kunst, Religion und Alltagswelt



**Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.**

Stuttgarter Hefte
Beiträge zur Katholischen Erwachsenenbildung

Herausgeber: Katholische Erwachsenenbildung
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.
Jahnstraße 30, 70597 Stuttgart

Redaktion: Dorothee Kluth

Bild: Michael Krämmmer

Druck: Druckerei Marquart GmbH,
88326 Aulendorf

ISSN-Nr. 0934-0599

Das Copyright liegt bei den Autorinnen & Autoren.

Liebe Leserin, lieber Leser,

mit dieser Ausgabe unserer „Stuttgarter Hefte“ wendet sich die keb einem Arbeitsfeld zu, das in unserer Arbeit von hoher Bedeutung ist: dem Zusammenspiel von Kunst und Religion.

In einer Gesellschaft, in der Menschen immer weniger in ihrer Kindheit von biblischen Geschichten und christlichen Bildmotiven mitbekommen, wird es umso notwendiger, dass wir in der Erwachsenenbildung entsprechendes Wissen vermitteln.

Natürlich kann man auch ohne solches Wissen vor alter Kunst stehen und sie betrachten. So recht erschließt sie sich aber doch erst, wenn ich die notwendigen Hintergrundinformationen habe. Ähnliches gilt auch für Kirchen und kirchliche Andachtsräume. Es gibt sie in unseren Städten und Dörfern ohne Zahl, sie erschließen sich aber erst, wenn Menschen wissen, wozu diese Gebäude dienen und für welche Feiern sie gebaut wurden.

Als Erwachsenenbildung in der Trägerschaft christlicher Kirchen hat die Verstehensarbeit zwischen Kunst und Religion allerdings noch weitere Per-

spektiven. Über die Kunst findet so mancher Mensch vielleicht auch den Weg zu einem persönlichen Erleben dessen, was da gebaut, gemalt und dargestellt ist.

Gerade Kirchen bieten ja die Möglichkeit, sich mit allen Sinnen einzubringen und auseinanderzusetzen. Fühlen, Sehen, Riechen, Hören – es gibt viele Möglichkeiten, einen Zugang zur Kunst und zu den Bedeutungen hinter der Kunst zu finden.

Das hier vorgelegte Heft macht in diesem Sinne nachdenklich. Und es zeigt Beispiele einer guten Praxis, wie Menschen unterschiedlicher Herkunft an verschiedenen Orten mit unterschiedlichen Methoden ihren Weg der Begegnung gehen.

Ich wünsche Ihnen bei der Lektüre spannende Einsichten.

Gabriele Pennekamp
Vorsitzende keb DRS e.V.

Vorwort	3
Einführung	7
Kunst und Glaube	9
Christoph Schmitt	
Kommt und seht – Kirchenführung als Beitrag zu einer Glaubensästhetik	9
Emanuel Gebauer	
Zur Objektvergessenheit in der neueren Kirchenpädagogik	13
Ulla Groha	
Das Museum als Ort der Begegnung mit Religiosität	17
Engelbert Paulus	
Begegnungen von Gegenwartskunst und Kirche	20
Thomas Moritz Müller	
Alles Wirkliche ist Begegnung	22
Praxisbeispiele	25
Gabriele Gokenbach, Petra Waschner	
Kirchenorte-Glaubensorte	25
Christoph Schmitt	
Kirchenpädagogik und die Ausbildung Kirchenführung	27
Heribert Hantschel	
Inklusion in der Kirchenpädagogik – Kirchenführung inklusive	29
Beate Gilles	
Versteckte Andachtsräume	31
Robby Höschele	
Playing Arts	34
Alexandra Jörger-Marhabi	
Wie aus der Kirche St. Maria ein Weihrauchtempel wurde	37
Margot Lieth	
Tagesfahrten, Wanderungen, Kirchenführungen und Musik – vielfältige Angebote in der Katholischen Erwachsenenbildung verschiedener Landkreise	39
Zum Schluss	41
Michael Krämer	
Würfe nach dem verlorenen Paradies	41
Autoren/Autorinnenverzeichnis	49
Literaturverzeichnis	51

Kunst und Religion sind zumindest für den europäischen Kulturraum Geschwister. Mit der Renaissance beginnt allmählich die Emanzipation der Kunst von der Religion. Gleichzeitig wurde die bildende Kunst bis ins 17. Jahrhundert hinein eher dem Handwerk zugerechnet. Erst mit der Aufklärung und vor allem im Rahmen des „Künstler-Kultes“ des 18. und 19. Jahrhunderts wuchs der Kunst gesellschaftlich eine Aura zu, die durchaus mit der Aura des Religiösen vergleichbar ist.

Das hier vorgelegte Heft fragt nach den Zusammenhängen von Kunst und Religion. Es versteht sich nicht als kunstwissenschaftliche oder kunsthistorische Anthologie, sondern es steht unter der Prämisse der Erwachsenenbildung. Und es steht unter dem Akzent einer Erwachsenenbildung in kirchlicher Trägerschaft. Die Verfasserinnen und Verfasser sind selbst in der Erwachsenenbildung tätig, zum großen Teil in einer kirchlich getragenen Erwachsenenbildung. Und sie stammen aus beiden großen christlichen Konfessionen.

Der erste Teil des Heftes geht unter dem Stichwort „Kunst und Glaube“ grundsätzlichen Fragen nach:

Christoph Schmitt eröffnet den Reigen der Artikel mit der grundsätzlichen Frage, wieweit Ästhetik und Glaube zusammen gehören, inwieweit Ästhetik auch ein Weg zum Glauben sein kann. Dabei wird gleichzeitig deutlich, dass Erwachsenenbildung keine missionarischen Aufgaben zu erfüllen hat, dass sie selbst nicht konfessorisch ist. Dennoch aber wird der Weg durch den Kirchenraum, durch die Kunstbegegnung für so manchen Menschen auch zu einem Weg persönlicher Erfahrungen und Entscheidungen.

Emanuel Gebauer verweist in seinem Artikel auf den Zusammenhang von Museumspädagogik und Kirchenpädagogik. Das Museum ist eben nicht ein Ort des „Musealen“, sondern ein Ort, der den ausgestellten Objekten ihre Aura lässt und sie bewahrt. Reichen also nicht museumspädagogische Ansätze aus? Braucht es tatsächliche eine eigene Kirchenpädagogik?

Ulla Groha fragt aus museumspädagogischer Sicht nach dem Zusammenhang von Kunst und Religion und kann dabei auf reichlich Erfahrungen aus der eigenen Arbeit verweisen. „Die Werke sind nicht nur dadurch „wertvoll“, dass sie „schön“ sind, sondern darin, dass sie eine „Bedeutung“ haben.“

Engelbert Paulus berichtet von zwei KirchenKunst-Projekten im Raum Rottweil/Tuttlingen. Als Fazit schreibt er: Als Ergebnisse der temporären Installationen lassen sich festhalten: 1. der eigene Kirchenraum wurde intensiv wahrgenommen. 2. Kunst ließ Neues sehen und entdecken im Raum und für den Glauben. 3. Die jeweilige Installation beflügelte die feiernde Versammlung. 4. Sie regte Nachdenken und Gespräch an. 5. Sie war fremd und wurde vertraut. 6. Sie veränderte nachhaltig das Raumempfinden und das Raumgefühl.

Thomas Moritz Müller geht von Bubers Begegnungskonzept aus. In dem von ihm gestalteten Sebastians-Projekt hatten männliche Modelle die Möglichkeit sich die Sebastiansgeschichte auf ihre Weise anzueignen und sie zu präsentieren. Dass aus diesem Kunstprojekt mehr als Kunst wurde, dass dabei auch lebendige und dauerhafte Begegnungen entstanden, ist ihm viel wert.

Auf diese fünf Artikel folgen sieben Praxisbeispiele:

Gabriele Gokenbach und **Petra Waschner** berichten von einem Ausbildungskurs, bei dem Kirchenführer sich gegenseitig ihre eigenen Kirchen zeigen.

Christoph Schmitt stellt die Ausbildung zum Kirchenführer/zur Kirchenführerin in Württemberg vor, an der bis heute fast 400 Personen teilgenommen haben.

Heribert Hantschel zeigt, in welcher Weise Kirchenführungen auch inklusiv stattfinden können, wie Menschen mit und ohne Behinderung das erleben und dass das gerade für die Menschen ohne Behinderung manchmal zu einem AHA-Erlebnis wird.

Beate Gilles weist auf ein Projekt hin, bei dem in Stuttgart ganz unterschiedliche, sonst oftmals geschlossene Andachtsräume erkundet wurden.

Robby Hörschele stellt das Konzept von Playing Arts vor, ein Programm, bei dem Menschen ihre eigenen kreativen Fähigkeiten entdecken und zum Ausdruck bringen.

Auch **Alexandra Jörger-Marhabi** berichtet von einem Stuttgarter Projekt, das aus der Frage entstand, wie man Menschen aus dem Milieu der „Modernen Performer“ für einen Kirchenraum begeistern kann. Der Weihrauchtempel ist eine Performance aus Musik, Licht und Duft innerhalb eines Kirchenraums.

Und **Margot Lieth**, von der Musik kommend, zeigt anhand ihrer eigenen Tätigkeiten viele Wege der Begegnung mit Kunst und dabei mit dem eigenen Ich auf.

Zum Abschluss fragt **Michael Krämer** noch einmal nach dem Zielpunkt von Kunst und Religion und kommt dabei zur „Bedeutung“, die beiden einwohnt oder anhaftet.

Wer sich mit Kirchenpädagogik beschäftigt, selbst Kirchenführungen anbietet oder in der kulturellen Bildung tätig ist, wird hier sicher die eine oder andere Anregung finden können.

Michael Krämer

„Kommt und seht ...“ – Kirchenführung als Beitrag zu einer Glaubensästhetik

Christoph Schmitt

Programmangebote der Erwachsenenbildung kennen sie längst als festen Bestandteil, die Begegnung mit religiösen Bauwerken bei (Studien-) Reisen oder Tagesexkursionen. Die Zahl der Besucher sagt, es gebe ein ungebrochenes Interesse. Verändert hat sich jedoch die Wahrnehmung der Kunstwerke durch die Menschen. Diese Veränderung besteht darin, dass sich Betrachter in einem gebrochenen Verhältnis zu den Objekten als religiösen Gegenständen wiederfinden. Längst ist nicht mehr jede Besucherin so selbstverständlich kirchlich sozialisiert, dass das Betrachtete durch vorhandenes religiöses Wissen erkannt oder die religiöse Konnotation, gerade außerhalb eines Sakralraumes, überhaupt bewusst wird. Selbst religiös durchschnittlich sozialisierten Menschen fehlt zunehmend das Wissen um Nutzen und Bedeutung dessen, was sie da sehen.

Kirchenpädagogische Kirchenführung: Schule einer Glaubensästhetik?

Mit Bedacht greife ich auf einen Begriff zurück, den der Theologe, Philosoph und Wegbereiter des Dialogs von Kunst und Kirche Aloys Goergen als zentralen Begriff seiner Arbeit wählte: Unter dem Begriff ‚Glaubensästhetik‘ „verstand [er ...] den wahrnehmbaren Ausdruck allen gläubigen Tuns“ (Zahner, 2005, S. 245). Dieser Gestalt gewordene Ausdruck aber muss sich zum einen „dem Anspruch des Zeitgenössischen, etwa in Kunst, Theologie, aber auch in der Wissenschaft“ stellen. Zum anderen muss dieses Ausdruck Findende des Glaubens „dem als göttlichen Geschenk Erfahrenen und Geglaubten, in der Gemeinschaft der Versammelten sich zeigenden christlichen Leben entsprechen“ (vgl. ebd.), also eine ekklesiologische Perspektive haben. Goergen selbst schreibt: „Was wahrhaft lebendig ist, drängt zur Aussage. Soll sie

verbindlich sein, verlangt sie nach Form, die das Erfahrene ins objektiv angemessene Bild erhebt, wo sie als Gebet, Lied oder Tanz zur Erscheinung kommt. Da der Glaube sich im Geist der Zeit verwirklichen will, von dem er ein Teil ist, sucht gerade er die kontemporäre künstlerische Gestalt. Erst in dieser Auseinandersetzung erhält die Rede der Gemeinde Saft und Kraft und gewinnt den geschichtlichen Ort, von dem aus sie glaubwürdig von dem sprechen kann, was sich von Gott her zeigen will. Hier ist der Ursprung der Glaubensästhetik“ (Goergen, 2005, S. 37).

Goergen sieht diese Glaubensästhetik als eine Theorie, gewonnen aus der Reflexion der Praxis „zur Deutung aller zur sichtbaren Wahrnehmung (aisthesis) kommenden Vollzüge der gläubigen Gemeinde“ (Goergen, 2005, S. 40). Glaubensästhetik „soll bezeichnen, was vom Menschen hergebracht und wahrgenommen wird. Durch das, was der Mensch tut oder macht, allein oder gemeinsam mit anderen, werden seine inneren Gebilde, seine Triebe, Wahrheit, Lüge und Wahn sinnlich wahrnehmbar, gewinnen Gestalt und Figur [...] Das Innere drückt sich im Äußeren aus und kann am Äußeren abgelesen werden, weil jede leibliche Bewegung und Gebärde das Seelische ins Körperliche übersetzt und so zu Wahrnehmung bringt“ (Goergen, 2005, S. 53).

Die Erfahrung zeigt, dass historisch-genetische Kirchenführungen dieses komplexe Verhältnis von Vollzug und gegenständlich gewordenem Ausdruck des Seelischen/Transzendenten kaum thematisieren. Vom Anspruch der Kirchenpädagogik an sich selbst, auch im präliturgischen Handlungsraum Erfahrungen möglich zu machen, die, reflektiert, ein tieferes Verständnis ermöglichen, wie das ‚Äußere‘ vom ‚Inneren‘ geformt wird, könnte sich die Kirchenpädagogik mit der Glaubensästhetik ein Instrument aneignen, das auch die sichtbare Dimension des Glaubensvollzugs im Gebrauch der künstlerischen Objekte= Kirchenraum und Ausstattungselemente erschließen lässt. Kirchenpädagogik wird zwar nicht Glaubensästhetik im

vollen Sinne Goergens betreiben, allerdings Menschen hinführen an die Schwelle, an oder auf der sie sich wahrnehmungsfähig vorbereitet finden, um mit wachen Sinnen Liturgie und Kirchenraum als Geschehen und Ort der Verwirklichung von Gotteserfahrung zu erleben. Für die glaubensästhetische wie die kirchenpädagogische Zugangsweise ist der Kirchenraum als liturgischer Raum mehr als eine geschichtlich oder künstlerisch geprägte Größe. Er ist nicht bloß ein historisches Zeugnis, sondern hier ist ein Ort präsentisch ansprechender Aussage über die Zuwendung Gottes zu den Menschen. Nimmt man Goergens Ansatz ernst, heißt dies aber auch, dass glaubensästhetisch fundiertes Handeln zeitgemäß gestaltend wirkt. Diesen Schritt vollzieht kirchenpädagogisches Handeln nicht, sondern hält sich im Respekt vor der Geschichtlichkeit des Raumes und seiner Ausstattung zurück und lässt das Geschichtliche. Dieses Sich-zurück-halten lässt sich aber vielleicht auch positiv dahin wenden, dass das Gewordene nicht bloß konservierend betrachtet wird. Damit kann dem Kirchenraum durch eine perspektivische Sicht auf seine geschichtlich bedingte Gestaltung seine ‚Fremdheit‘ genommen werden. Darauf fußend könnte der Raum in seinem Gestalteten ein zu einem zeitgemäßen Handlungsort für die Erfahrung des Mysteriums des Glaubens werden. Die Möglichkeiten dazu bietet das methodische Repertoire der Kirchenpädagogik. Für sie gehört das Erkunden der sinnlichen Dimensionen zum Kernbestand (Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Bewegung, leibliches Präsentsein, selbst das Schmecken ist hier möglich) und sie lenkt die Wahrnehmenden dazu, nach den symbolischen Deutungspotentialen und Anmutungen zu fragen.

Kirchenpädagogik setzt bei Raumatmosphären an und will Menschen zu Erfahrungen und Reflexionen (Wissen) führen. Die Begegnung mit Goergens Glaubensästhetik wird für die Kirchenpädagogik dann auch insofern bedeutsam, da dessen Glaubensästhetik von einem Paradox ausgeht: der unsichtbare Gott des christlichen Glaubens wird im kultischen Akt sichtbar. Auf zweiphilosophische

Ansätze sei nur andeutungsweise verwiesen, nämlich auf den Hermann Schmitz (Schmitz, 2005) und den Gernot Böhmes (vgl. Böhme, 2001 und 2006). Schmitz definiert vier Raumdimensionen, nämlich den leiblichen Raum, den Gefühlsraum, den Ortsraum und die Wohnung als Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum. In letzteren sind Kirchengebäude einzuordnen, da sie die göttliche Atmosphären kultivieren und verräumen. In einer Kirche als Ortsraum begegne der Leibraum des Menschen einer atmosphärischen Macht eines Gefühls und könne davon im affektierten Betroffensein leiblich angerührt werden. Für Gernot Böhme sind Atmosphären etwas zwischen Subjekt und Objekt – und die Außenwirkung der Objekte und Dinge finden andererseits ein leibliches Verspürendes wahrnehmenden Subjekts. Gerade in der Erfahrung des Raumes als einer anderen Atmosphäre entstehen beim Menschen Anmutungen, die ihn in eine bestimmte Stimmung bringen. Da diese Anmutungen von außen wirken, können sie mit anderen Menschen geteilt werden und sind auch machbar. Menschen erkennen Räume auch wieder, wenn sie eine Inszenierung des Raumes erleben, der die Wiedererkennung möglich macht. Die Aufgabenstellung der Kirchenpädagogik besteht darin, den Kirchenraum als heiligen Raum wahrnehmbar werden zu lassen und dabei die soziokulturell bedingten Wahrnehmungsvoraussetzung zu berücksichtigen. Sie will dabei nicht nur eine Außenwirkung erzeugt wissen, sondern das bestätigen, was sich ‚darunter‘ bzw. ‚darin‘ an Gestaltung von Glauben birgt. Für die Kirchenpädagogik nutzbar gemacht hat beide Ansätze der Hamburger Theologe Tobias Woydack (Woydack, 2005).

Die Gegenstände, zu denen die Kirchenpädagogik hinführen will und die sie betrachtet wissen will, sollen nicht für sich stehen bleiben. Vielmehr führt sie die Schauenden, die zu Sehenden werden, weil die Sichtbarkeit die geschichtliche Dimension des Menschen ausmacht (Goergen, 2005, S. 53), zu einer Kommunikation miteinander über das Gesehene und entfaltet eine soziale Dimension. Nicht das Geschaffene selbst repräsentiert

tiert Gott, weil Gott unsichtbar und sinnlich eben nicht wahrnehmbar ist; ja er wird sogar selbst als der verstanden, der im Dunkel wohnt (1 Kön 19,12). Es ist eigentlich die Leere, die der „Präsenz“ Gottes am ehesten als ‚Statthalter‘ entspricht. Der Kirchenraum und was in ihm den Glauben zum Ausdruck bringt kann somit nur Ausdruck von spurenhaftem Handeln Gottes sein, Spuren die in der Geschichte geschrieben sind. Und doch will „das Neue, das von jenseits der Bedingung menschlicher Wahrnehmung in die Geschichte gekommen ist“, also jene Gotteserfahrung, um die es dem christlichen Glauben an den Mensch gewordenen Sohn geht, „nichtsdestoweniger wahrgenommen werden“. Dies geschieht, indem der Mensch sich bewegen lässt „zu bestimmten Haltungen und Handlungen, durch die seine [scil. Gottes] unsichtbare Wesens- und Denkart sichtbar wird“ (Goergen, 2005, S. 54). Für Goergen ist klar, dass dies letztlich nur im Vollzug der Glaubensästhetik dem Menschen wirklich nahekommt. Kirchenpädagogikselbst kann von ihrem sich selbst einschränkenden Verständnis gegenüber den Teilnehmenden diesen Vollzug nicht schaffen, jedoch dort hin führen und Raum geben für gewisse Vorerfahrungen bzw. Sensibilitäten.

Kirchenpädagogik kann aber in ihrer Ernsthaftigkeit nicht beim bloßen Hinschauen bleiben. Sie muss Menschen auf diese Ernsthaftigkeit des die Gotteserfahrung fördernden Raumes und seiner Dinge verweisen. Eine mangelnde Ernsthaftigkeit im Umgang mit Kirchenräumen und ihrem Inventar, die sich mit einem Mangel an Wissen um deren Bedeutung paart, motivierten Peter B. Steiners Beiträge in seinem Buch „Glaubensästhetik“ (Steiner, 2008). Auch Kirchenpädagogik muss sich in der Reflexion der eigenen Praxis, besonders in der Nutzung ihres Methodenrepertoires, selbstkritisch befragen, ob sie die ausgesprochene Einladung, zu kommen und zu sehen, auch in einem missionarischen Sinne verstehen will.

Im Dresdener Positionspapier 2010 des Bundesverbandes Kirchenpädagogik wird dies explizit aufge-

griffen: „Kirchenpädagogisches Handeln geschieht auf der Schwelle: dort, wo sich Inhalte menschlicher Alltagserfahrungen und gelebter Glaubenserfahrungen begegnen. So ist eine wesentliche Aufgabe kirchenpädagogischen Arbeitens, wie in der dritten These zur Kirchenpädagogik formuliert, Zugänge zu oftmals verschütteten religiösen Erfahrungen und Sehnsüchten der Beteiligten anzubahnen und diesen Prozess unaufdringlich und behutsam zu moderieren. Darin besteht auch ihre Erfolgsgeschichte, und so wird sie vielerorts wahrgenommen. Angesichts des Verlustes des Alleinstellungsmerkmals für das Religiöse in unserer Gesellschaft [...] will [Kirchenpädagogik] in diesem Kontext Kirchen in ihrem einladenden statt vereinnahmenden Charakter erschließen helfen. Sie kann nicht zum expliziten Bekenntnis herausfordern, aber kirchenpädagogisch geprägtes Handeln erweist sich gerade hier als Zeitenossenschaft, die den Verstehens- und Glaubenshorizont der Menschen der gegenwärtigen Gesellschaft miteinbezieht. Dies setzt bei den kirchenpädagogisch handelnden Personen eine bewusste Reflexion ihres eigenen Standortes gegenüber der Kirche in ihren drei Dimensionen – architektonisches Bauwerk, Gemeinschaft der Glaubenden und institutionelle Konkretion – voraus. Im Blick auf die Teilnehmenden sind sie selbst Repräsentantinnen und Repräsentanten der Institution Kirche, mit der sie sich in einer kritischen Sympathie verbunden fühlen.“

Kirchenpädagogische Fähigkeiten zu verbreiten, indem ein Kursangebot an Menschen herantritt mit dem Anspruch, dass ihr Kirchenraum mehr sagen will als Daten und Namen, ist eine Antwort auf die Frage, wie Menschen anderen Menschen in den religiösen Suchbewegungen Erfahrungsräume erschließen helfen. Es ist immer eine Suchbewegung auf einen unsichtbaren Gott zu, der sich nicht binden lässt an Räume und Zeiten – und doch dort (wesentliche) Spuren seiner Entdeckungsfähigkeit als Erfahrungsspuren hinterlässt. Kirchenpädagogik versteht sich als Schwellenhilfe für Menschen und ihre Verortung in der Erwachse-

nenbildung. Und dabei ist auch für sie wie für die Erwachsenenbildung wesentlich, dass Erfahrungen nicht nur gemacht, sondern auch reflektiert und verantwortet gemacht werden. Sie passt zur kirchlichen bzw. katholischen Erwachsenenbildung als personaler Präsenz auf der Schwelle zwischen dem Binnenraum Kirche und dem Außenraum der Kirche. Sie bewegt sich und agiert hier, weil sich die handelnden Personen zwischen den Räumen bewegen und Kenntnis von beiden Räumen haben. Wer wissen will, wo der Meister wohnt, der muss selbst kommen wollen. Und sie oder er muss es selbst verantwortet und mit Kontinuität in einem Zeitraum und an einem Ort tun. Wenn dazu Erfahrungen und Reflexionen mit anderen gesammelt werden, dann eröffnet sich die Möglichkeit zur Reife für ein eigenes Ja. Bildung schafft hier nicht dieses „Ja“. Bildung begleitet Menschen zur Entscheidungsschwelle und ermöglicht die Voraussetzungen dafür, dass Menschen auch ein „Nein“ sagen können oder eben doch ihr eigenes „Ja“.

Literaturhinweise

- Böhme, G (2001). Ästhetik. Vorlesung über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre. München: Wilhelm Verlag.
- Böhme, G. (2006). Architektur und Atmosphäre. München: Wilhelm Verlag.
- Dresdener Positionspapier (2010). In: kirchenPÄDAGOGIK 10. www.bvkirchenpaedagogik.de/index.php?id=66.
- Goergen, A. (2005). Zum Konzept der Landakademie Rattenbach. In: Ders., Glaubensästhetik. Aufsätze zu Glaube, Liturgie und Kunst. Gerhards, A. & Schlette, H. (Hsrg.). Ästhetik-Theologie-Liturgik, 34. Münster: Lit Verlag.
- Krämer, M. (2009). Ungestillte Gegenwart. Stuttgart. <http://www.keb-drs.de/fileadmin/downloads/ungestillte-gegenwart.pdf>
- Schmitz, H. (2005). Das Göttliche und der Raum. System der Philosophie III.4, Bonn: Bouvier.
- Steiner, P.B. (2008). Glaubensästhetik. Wie sieht unser Glaube aus? 99 Beispiele und einige Regeln, Regensburg: Schnell & Steiner Verlag.
- Woydack, T. (2005). Der räumliche Gott. Was sind Kirchengebäude theologisch? Kirche in der Stadt. 13 Hamburg: Eb-Verlag.
- Zahner, W. (2005). Nekrolog. In: das münster 58. Regensburg: Schnell und Steiner Verlag.

Zur Objektvergessenheit in der neueren Kirchenpädagogik

Emanuel Gebauer

Seit Romano Guardini und der liturgischen Erneuerung hat man viel von „Subjektwerdung“ in der Kirche gesprochen. Aber ein zentraler Ansatz der Kirchenpädagogik haftet ganz woanders: Kirchenpädagogik setzt an der Beziehung des Einzelnen zum „Objekt“ an. Sein Stellenwert in Methodik und Didaktik unterscheidet die Kirchenpädagogik von anderen religionspädagogischen und mystagogischen Konzeptionen. Das wird in der Theoriebildung immer wieder vergessen.

Unter „Objekt“ ist hier das, was als Gegenstand, als Bau oder Bild, ästhetisch und haptisch zuzuordnen ist, zu verstehen. Leicht sind diese Ziele der Kirchenpädagogik denen der Religionspädagogik zuzuordnen. Indem sie auf „ästhetische, dramaturgische, körperbezogene, musikalische und meditative Vermittlungsansätze sowie klassische Methoden“ der Religionspädagogik¹ zurück greift, wird kirchenpädagogisches Planen und Handeln selbstverständlich angewiesen sein auf eine möglichst kleinteilige, zielorientierte Elementarisierung vielfältiger Methoden. Unter den Prinzipien der Erwachsenenpädagogik von Subjekt- bzw. Teilnehmerorientierung und deren Einsichten in die wahrnehmungspsychologischen Konditionen kommt der Anschaulichkeit und der Visualisierung eine grund-

sätzliche Bedeutung zu³. Auch für eine interkulturelle Bildung ist dieses Instrumentarium offen⁴.

Überall dort interessiert jedoch in der pädagogischen Theorie nirgendwo zentral das „Objekt“, dem über die Beziehung der am Lerngeschehen Beteiligten zum Objekt schließlich genauso wie zuvor bei der Entstehung der Objekte Bedeutungen und Werte zugeschrieben werden.

Vielleicht auch deshalb droht ein wichtiger Aspekt in den letzten Jahren mehr und mehr aus dem Blick zu geraten. Ich behaupte, gewisse Beobachtungen der kirchenpädagogischen Praxis in Bezug darauf, welche konzeptionellen Herausforderungen die größte planerische Energie aufsaugen, könnten damit im Zusammenhang stehen. Hartmut Rupp konstatiert beispielsweise in seinem Versuch einer konfessionellen Differenzierung der Kirchenpädagogik, dass sie sich „mit ihren experimentellen, spielerischen Momenten gerade im Kontext evangelischer Kirchen“ entwickelt habe⁵, wohingegen „katholische Kirchenpädagogik“ auf Grund einer beharrlichen Bindung an den heiligen Raum sich „mehr an spirituellen Formen der Raumschließung interessiert“ zeige. Wenn das stimmt, dann liefe eine solchermaßen konstatierte „evangelische Kirchenpädagogik“ meines Erachtens durchaus Gefahr, sich in naher Zukunft zu verausgaben. Denn H. Rupp begründet diese damit, dass „außerhalb des Gottesdienstes der evangelische Kirchenraum ja ein Raum wie jeder andere“ sei⁶. Deshalb

¹ Dieser Beitrag nimmt auszugsweise Abschnitte auf aus dem Artikel: Emanuel Gebauer: *Mut zur Malgemeinschaft in der kulturellen Bildung!*, In: Norbert Vogel u. Michael Krämer (Hg.): *Perspektiven katholischer Erwachsenenbildung im gesellschaftlichen Kontext*, Bertelsmann, Bielefeld 2013, 205-218.

² Kirchenpädagogische Thesen, In: Kirchenpädagogik. Zeitschrift des Bundesverbandes Kirchenpädagogik e.V., 1/2002, 24f.

³ Vgl. Horst Siebert: *Erwachsenenbildung als Bildungshilfe*, Bad Heilbrunn 1983, (= Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung).

⁴ E. Gebauer: *Christliche Kunst interkulturell vermitteln. „Hasenfenster“-Projekt in der Berufsvorbereitung*, In: *Informationen: Heilige Orte*. Hg. von Priesterrat und Diözesanrat der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Nr. 401 März/April 2007, S. 18 – 21.

⁵ Hartmut Rupp, *Typisch Evangelisch. Das Evangelische im evangelischen Kirchenraum*. In: Kirchenpädagogik. Zeitschrift des Bundesverbandes Kirchenpädagogik e.V., 9. Jg., 2009, 42.

⁶ Hartmut Rupp, *Typisch Evangelisch. Das Evangelische im evangelischen Kirchenraum*. In: Kirchenpädagogik. Zeitschrift des Bundesverbandes Kirchenpädagogik e.V., 9. Jg., 2009, 42.

habe sich hier die Kirchenpädagogik entwickelt. Fatal wäre die Schlussfolgerung, dass es eine selbstständige „Kirchenpädagogik“ eigentlich gar nicht gibt, sondern sie nur eine zeitweilig im Kirchenraum aufgeschlagene andere Form der Religionspädagogik sei. Diese wird eben, aus welchen modischen oder taktischen Erwägungen auch immer, nur mal im Kirchenraum veranstaltet. Der hat dann wesentlich gar nichts mit dem Geschehen zu tun. Das Objekt wäre also im Grunde Nebensache.

Führt die Annahme einer solchen „Zufälligkeit“ des Kirchenraums für die Kirchenpädagogik nicht dazu, dass ihre doch eigentlich am Objekt geschliffenen Methoden irgendwann nur noch als „Spielereien“ einer religionspädagogischen Manier wahrgenommen werden? Kirchenraum, Bild oder Bau, also nur als Medien anstelle einer Tageslichtprojektorfolie oder einer Powerpoint-Präsentation genutzt werden? Kirchenraum also als bessere „gestaltete Mitte“ zur Förderung der Gruppenbeziehungen im Lern-Prozess gebraucht wird? Kirchenraum nur als Illustration einer religionspädagogischen Kernhandlung dient?

Um einen solchen Verdacht der Verengung noch ein bisschen zu überspitzen, müsste man noch einmal ganz von vorne fragen: Warum gibt es Kirchenpädagogik überhaupt? Ist sie vielleicht nur ein kirchenpolitisches Vehikel, um zum Beispiel ein moralisch nicht mehr zu vertretendes Überangebot an kirchlichen Immobilien mit irgendetwas zu bespielen, ein Feigenblatt vor der immer größeren, funktionslosen Leere vor und nach dem immer unmutiger besetzten Gottesdienst? Wäre Kirchenpädagogik also eine Art Resteverwertung oder Zwischennutzung, um die Räumungsklage und Übergabe bestenfalls an den „Nachmieter Al-

lah“⁷ doch noch ein bisschen hinauszuzögern? Dann hätte sich der an eine solche Funktion gebundene Sinn unserer Anstrengungen erledigt, sobald die Kirchen als Gemeinschaften kein Interesse mehr am Erhalt des überkommenen kulturellen Erbes haben. Theologisch ist ein solches Interesse keinesfalls zwingend – und zwar auch nicht auf katholischer Seite, um hier H. Rupp zu widersprechen, auch wenn es dort gut begründete Ansätze einer Art von Theologie der Denkmalpflege gibt⁸.

Ich denke jedoch, dass die Begründung einer genuin auf das „Objekt“, den Bau oder das Bild, bezogenen Kirchenpädagogik nicht auf einen irgendwie plakativ als „katholisch“ etikettierten Ansatz angewiesen ist, um sich von der Religionspädagogik emanzipieren zu dürfen. Die Begründung der Kirchenpädagogik sollte stattdessen wieder kraftschlüssig auf eine offenbar inzwischen vergessene oder vielleicht auch immer wieder bewusst verdrängte Wurzel der Kirchenpädagogik bezogen werden: ein durchaus „spirituelles“ Erkenntnisinteresse in der Museumspädagogik und der Kunstgeschichtswissenschaft⁹. Auf diese „Spiritualität“ gehe ich noch ein. Doch weil die oben holzschnittartig beschriebene Gefahr der Verausgabung der Kirchenpädagogik vielleicht gar nicht mehr so abstrakt ist, füge ich zuvor noch ein paar unangenehme Fragen an:

Woher kommt es überhaupt, dass die Genese aus der Museumspädagogik in der Kirchenpädagogik gerne vergessen wird? Ausgerechnet diese beiden Disziplinen haben ein Gemeinsames, dem bei ihnen eine zentrale Rolle zukommt, dagegen in Erwachsenen- und Religionspädagogik nur ein Element unter vielen ist: Den Aspekt des Lernortes

⁷ Vgl. *Kirchenumbau: Nachmieter Allah. In Hamburg soll eine Kirche zur Moschee werden*, In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 7.2.2013.

⁸ Vgl. u. a. Karl Lehmann: *Bauen-Bewahren-Verkünden. Denkmalpflege und Kirche*, In: *Zentralinstitut für Kunstgeschichte, München (Hg.): Kunstchronik 1995, Heft 9/10*, 162-166.

⁹ Zur „Spiritualität“ in der Kunstgeschichtswissenschaft vgl. die hier ausgelassenen Ausführungen: E. Gebauer: *Mut zur Malmgemeinschaft in der kulturellen Bildung!*, In: Norbert Vogel u. Michael Krämer (Hg.): *Perspektiven katholischer Erwachsenenbildung im gesellschaftlichen Kontext*, Bertelsmann, Bielefeld 2013, 205-218.

als eine gesetzte, nicht zur Disposition stehende Bedingung aller daraus folgenden Theorien. Dieser steht bei beiden am Anfang der Theoriebildung. Das „Objekt“ also oder sagen wir einfach: das Mal an sich¹⁰.

Bereits seit den siebziger Jahren leitete die Museumspädagogik aus dem Axiom „Lernort“ verschiedene Raum erschließende, durch selbsttätige Auseinandersetzung charakterisierte, subjektorientierte Methoden ab. Die damalige Bildungsdebatte hatte im Nachspann der Auf- und Umbrüche der 1968er Jahre nun auch die Museen als öffentlich-rechtliche Träger von „Stätten“ erreicht. Deren gesellschaftspolitische Legitimation war mit der Diskussion „Lernort contra Musentempel“ auf den Prüfstand gestellt worden. So kompliziert war das nicht, denn die Museologie hatte seit dem 19. Jahrhundert mit dem Topos Museum dezidiert einen Bildungsauftrag verbunden¹¹. Der Unterschied zu den anderen von Reformpädagogik und Bildungsreform erfassten Bereichen liegt im Verharren im Topos. Das Element des Topos, das dort eher marginal gewesen war, wurde hier in den Mittelpunkt gerückt: das örtlich Gegebene als Ausgangspunkt für die Gestaltungsstrategien von Lernerlebnis und Lernerfahrung.

Die oben zitierte Betonung der Autonomie einer Kirchenpädagogik vom Raum, also vom Objekt in Bau und Bild, ist eine neuere Tendenz. Das damit einhergehende Verschwinden des Bewusstseins einer Genese der Kirchenpädagogik aus der Museumspädagogik liegt entweder an einer evangelikalischen Theologen suspekten Konstellation: Erstens, die biblische Begründung des Kirchenraums gibt es nicht, man muss sich dem Phänomen schon kulturphilosophisch nähern. Zweitens, eine

säkulare Disziplin wie die der Museologie ist hier in ein Arbeitsfeld der praktischen Theologie eingebunden und nicht umgekehrt. Oder aber es ist einer Konkurrenzsituation geschuldet. Immerhin buhlen zwei numinose Orte gegeneinander:

Auf der einen Seite befindet sich der Ort als „Museum“, oberflächlich betrachtet ein Kind der Aufklärung. Nach dem weitgehenden Verlust des Magischen in den hergebrachten sakralen Räumen, den Kirchen, wurde das Museum als Distanz schaffender Ersatzort einer freiheitlichen, individuellen, emanzipatorischen Reflexion – auch religiöser Inhalte – konstruiert. Was kaum beachtet wird: Fast atavistisch blieb hier als Alleinstellungsmerkmal des Museums unter den Bildungsstätten der Aufklärung die „Aura“ erhalten. Wer kann sich noch denken, dass diese „Aura“ eng mit dem Wahrheitsbegriff der Substanz und seiner physischen Authentizität zu tun haben muss? Insbesondere die Idee von substanzieller Originalität, die Frage nach der Wahrheit im „Echten“, wird bis heute in der Museumspädagogik als Garant für das Proprium des Museums als Lernort betrachtet¹². Versteht sich das von selbst? Offenbar sind eine unersetzliche Bestimmtheit des Objekts und die Freiheit des Subjekts enger aufeinander angewiesen als manche platte kirchliche Aufklärung glauben machen will.

Auf der anderen Seite befindet sich der Ort als „Kirchenraum“, der spätestens seit der Reformation vieles an magischen Implikationen verloren hat. Dennoch ist er im binnenkirchlichen Milieu, vor allem im geschlossenen innergemeindlichen, vielerorts nur schwer als Stätte der Vermittlung zu legitimieren, weil er dort noch als religiöser Raum

¹⁰ Zum Begriff Denkmal vgl. E. Gebauer: „Lass Steine erzählen ...“. Das Kursangebot der diözesanen Arbeitsgemeinschaft Denkmalbildung, In: *Informationen: Erschließung „Heiliger Orte“*. Hg. von Prieserrat und Diözesanrat der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Nr. 378 April/Mai 2003, S. 23 ff.;

¹¹ Vgl. Klaus Weschenfelder; Wolfgang Zacharias:

Handbuch Museumspädagogik. Orientierungen und Methoden für die Praxis. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann 1981, (= Schwann-Handbuch).

¹² Vgl. Christa Schulze: *Museumspädagogik*, in: *Wörterbuch Erwachsenenpädagogik*, hg. von Rolf Arnold, Sigrid Nolda und Ekkehard Nuissl, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2001

betrachtet wird. Diese 'Stallblindheit' gegenüber einer unmittelbaren, 'eigenen' religiösen Erfahrung geht davon aus, dass sich Vieles angeblich von selbst versteht, weil man annimmt, Glaubensgüter und religiöse Kunstgüter im vertrauten Raum hätten ja noch einen „Sitz im Leben“. Die Ressentiments, die der Kirchenpädagogik noch bis vor kurzem vor allem in katholischen Gemeinden entgegen gebracht wurden, hatten hier ihre Wurzel. Die emanzipatorische Distanz, die überhaupt erst eine Vermittlung notwendig gemacht habe und jetzt sozusagen als Trojanisches Pferd in und mit der Kirchenpädagogik wieder an den Ort des angeblich authentischen Glaubenslebens zurückkehre wird bestenfalls als unnötig empfunden. Sie befremdet, weil sie zunächst einmal entfremdet. Man hat Angst, dass die materiellen Güter, die der Glaube, und sei es erst kürzlich, hinterlassen hat, nun unausgesprochen als „museal“ etikettiert werden. Vieles spricht dafür, dass diese Zusammenhänge bis heute dazu animieren, sich zum Trotz aller Wesensverwandtschaft möglichst weit weg von der Museumspädagogik zu positionieren. Fatal ist dabei, dass Worte wie „Museum“,

„museal“ usw. leider von Pädagogen und Theologen vielerorts pejorativ verwendet werden. Das ist schade, bezeichnen sie doch schon von der Etymologie her ein religiöses Potential: einen konkreten Ort mit konkreten „Objekten“, an dem es im Hier und Jetzt – wesentlich – um mehr geht als um das, was physisch der Fall ist.

Eine Kirchenpädagogik, die autonom vom Raum wäre, also vom Objekt in Bau und Bild absehen kann, gibt es nicht, und die Kirchenpädagogik muss sich ihrer Herkunft und Bindung an einen mit kulturphilosophischen Begriffen zu fassenden Lernort bewusst bleiben. Sie muss ihr vor-christliches Verhältnis zwischen numinosem Mal und Betrachter offensiver reflektieren als bisher. Und sie darf, um das alles nur noch einmal anders auszudrücken, keine Angst vor Religion als *conditio humana* haben. Denn alle Theologie ist nachträglich. Der „Gegenstand“ ist dafür ein immerwährendes, „lebendes“ Mahnmal, substantivierte Ideologiekritik. Die Deuter kommen und gehen. Das Mal bleibt. Wer das ignoriert, lenkt vom Unerklärlichen ab¹³.

¹³ *Um die Bedeutung und den Status des Kunst-„Objekts“ ist es in jeder Art von Fundamentalismus schlecht bestellt. Das wird noch immer unterschätzt: Als die Taliban die vorislamischen Buddha-Statuen von Bamiyan in die Luft sprengten, kam*

die Empörung über den Verlust des Weltkulturerbes zu spät – wenige Wochen vor dem 11. September 2001. Ein Fundamentalismus in Verbindung mit Fetischismus ist mir nicht bekannt.

Das Museum als Ort der Begegnung mit Religiosität

Ulla Groha

„Wer ist der Mann da vorne an dem Kreuz?“ – so fragte der Teilnehmer einer Jugendgruppe beim Besuch einer Kirche im Brandenburgischen. Diese Frage mag manch einen, der sich im christlich geprägten Abendland verwurzelt sieht, ob der Unkenntnis des Fragers schockieren. Doch dieser Jugendliche brachte auch die Grundvoraussetzung für seine Wissens- und Erfahrungserweiterung mit: Neugierde. Wer eine Kirche betritt, besucht sie entweder als Ort religiöser Andacht und Gottesnähe, oder ist – wie viele Touristen – zumindest angetrieben von seinem Interesse an der Baulichkeit und dessen Kunstschätzen. Diese Offenheit gegenüber den Zeugnissen vergangener Jahrhunderte ist das Pfund, mit dem der Kunst- und Kirchenpädagoge wuchern kann. Denn Interesse und Neugierde bilden die wesentlichen Motive, sich auf religiöse Inhalte im Verlauf einer Veranstaltung der Kunstvermittlung einzulassen.

Der „touristische Blick“, die Haltung des freien Flaneurs, ist somit als Grundvoraussetzung in der Vermittlung europäischer Kunstgeschichte eine große Chance. Die Neugierde und das Interesse des fragenden Besuchers müssen allerdings höher sein als die „Hemm-Schwelle“, die ihn am Besuch eines Kirchengebäudes hindert.

Die religiösen Inhalte können im Museum durchaus dieselben sein. Eines gibt es dort allerdings nicht: die „Schwelle“, einen (vielleicht konfessionell anders festgelegten) Kirchenraum betreten zu müssen. Der „freiwillige“, nicht konfessionell bedingte, also viel stärker selbst motivierte Besuch eines Museums wird ungleich stärker vom Interesse an den ausgestellten Exponaten geleitet – bei einem Kunstmuseum also an den Kunstschätzen, sprich den Gemälden und Skulpturen vergangener Jahrhunderte. Der Schritt auf die Kunst zu und in die Geschichte hinein ist also bewusst gewählt.

So ist der Museumsbesucher allein schon dadurch, dass er ein Museum aufsucht, prinzipiell ein kulturinteressierter Mensch, d.h. er ist offen für Kultur- und Kunstschöpfungen vergangener Zeiten. Daher wird er auch nicht in Abrede stellen, dass Religion Teil unserer Kultur ist, zumindest maßgeblich in früheren Jahrhunderten. Denn ob in der Antike oder im christlich geprägten Mittelalter und auch noch bis weit in die Zeit des Barock hinein war Kunst entweder ganz oder zu einem Großteil religiös motiviert. Daher bedingt die Beschäftigung mit alter Kunst unweigerlich die Beschäftigung mit religiösen Inhalten.

Dabei hat das Museum den entscheidenden Vorteil, dass es erst gar nicht den Anschein erweckt, ein „missionarischer“ Ort zu sein. Dort findet ja „nur“ Kunstvermittlung statt. Aber gerade das „nur“ erleichtert den Umgang mit den religiösen Bildinhalten, da deren Betrachtung und Erörterung durch die kunstgeschichtliche Herangehensweise legitimiert ist, ohne dass sich der Betrachter in seiner eigenen religiösen Haltung positionieren müsste. Somit wird über Glaubensinhalte (vergänger Jahrhunderte) offen und frei gesprochen und diese dann – bisweilen auch kontrovers – diskutiert.

Auf der anderen Seite sind Museumspädagoginnen bzw. Museumspädagogen ihrerseits frei in der Entscheidung über die Wahl der Tiefe der Erschließung von Bedeutungsinhalten. Die „Erforschung“ des Erkenntniswillens und der Vorerfahrungen der Teilnehmer stellt sie oder ihn damit zugleich vor größere Herausforderungen. Denn die Erwartungshaltung der Besucher ist ungleich selbstbestimmter und damit unbestimmter, ungewisser. Kunst genießen, erleben, bestaunen, bewundern lässt sich auch ohne jegliche Vorkenntnisse der Entstehungsumstände eines Werkes. Und natürlich ist dies auch eine ganz legitime Herangehensweise an ein Gemälde oder eine Skulptur. Doch um Kunst, insbesondere die der Alten Meister, zu verstehen, sie in ihrer ganzen Bedeutungsdimension zu erfassen, bedarf es Informationen und Hinter-

grundwissen. Die Werke sind nicht nur dadurch „wertvoll“, dass sie (unter Umständen) „schön“ sind, sondern darin, dass sie eine Bedeutung haben. Diese zu erschließen, ist eine legitime, der Aufklärung verpflichtete Aufgabe der Museumspädagogik. Was das Bild in seiner jeweiligen Entstehungszeit einst den Betrachtern bedeutete, was es aussagte, lässt sich nur durch die Kenntnisse der jeweiligen zeitlichen und geschichtlichen Hintergründe erfahren. Was Bilder erzählen, also die Geschichten auf den Gemälden und die Geschichte hinter den Geschichten, sind wesentliche Grundlagen des Verständnisses alter Kunst.

Deshalb muss der Kunstvermittler den Besucher einerseits dort abholen, wo er steht. Doch die Erfahrung zeigt, dass andererseits die Neugierde schon allein als Voraussetzung ausreicht, dem Betrachter neue künstlerische – und in den alten (Altar-) Bildern auch religiöse – Einblicke zu eröffnen.

Das Museum verhilft, als Ort der Kunstvermittlung, zu größerer Toleranz gegenüber der Religiosität anderer. Im Zuge meiner Führungen zu mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Kunst erlebe ich es immer wieder, wie fasziniert die Besucher vor dem Glaubensschatz vorangegangener Generationen stehen, wie beeindruckt sie – vermittelt durch die Kunstwerke – von der tiefen Frömmigkeit der Menschen vergangener Jahrhunderte sind. Die bildliche Umsetzung der alten biblischen Geschichten durch Malerpersönlichkeiten wie Albrecht Dürer, Lukas Cranach oder Matthias Grünewald, deren Inhalte sich nicht selten gerade über den Weg der malerischen Gestaltung noch heute ins aktuelle Bewusstsein vieler – auch nicht religiöser – Menschen einbrennen, begeistert bis in unsere Zeit die meisten Kunstbetrachter.

Natürlich kommt es dabei auch zu manch heiterem Kopfschütteln oder zu Schmunzeleien. Insbesondere die Legenden aus dem Volksglauben, die meist sogar ausführlicher erzählt in den Bildern auftauchen als die biblischen Geschichten, rufen nicht selten verwundertes Staunen hervor.

Doch sei es auch „nur“ das neugierige Interesse an den bisweilen skurrilen und abenteuerlichen Heiligenlegenden oder den volksfrömmelnden, ja z. T. abergläubisch anmutenden Vorstellungen und Riten, die in den Bildern thematisiert werden, so erfährt der Museumsbesucher doch etwas von den einst verbreiteten, mitunter volkstümlichen Glaubensinhalten und erlebt, wie selbstverständlich diese in früheren Zeiten in die Kunstwerke einflossen. Kunst und Religion war bis in die Zeit des Barock kaum zu trennen, Religion lebte von menschlicher Ausübung und künstlerischer Umsetzung. Das macht solche religiösen Kunstwerke, egal wie abwegig sie den Inhalten nach sein können, im besten Wortsinn glaubhaft.

Führungen mit Kindern können ein Gradmesser dafür sein, wie sehr es in der museumspädagogischen Übung gelingt, über die bloße Reproduktion von erlerntem Wissen hinaus zu gehen. Bei Museumsführungen mit Kindern überwiegt meist die Freude darüber, die gehörten gängigen (religiösen) Geschichten in den Bildern wieder zu finden, deren Inhalte zu kennen und durch die Bildbetrachtung zu erweitern. Kinder sind ohnehin offen für Erzählungen, und im Erzählen werden für sie die Bedeutungsinhalte zum persönlichen Erlebnis. Wie begeistert (Grund-) Schüler die Geschichten von Maria und Joseph, Sankt Nikolaus oder dem Heiligen Martin aufnehmen, wird jeder Religionslehrer schon erlebt haben. Werden diese dann auch noch optisch in der Kunst erlebbar, so kommt die Freude über die bildlichen Darstellungen und die lebensnahen, bunten Schilderungen hinzu, so dass die Erzählungen nachhaltigen Eindruck hinterlassen – egal welcher Konfession die Schüler sind. Denn: „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte.“

Führungen mit Erwachsenen müssen dagegen per se die verschiedenen, mitunter langen und gebrochenen Lebenserfahrungen der Teilnehmer berücksichtigen. Der Erwachsene bringt seine je eigene, differenzierte Kultiviertheit ins Museum mit oder besser gesagt: schiebt seine Prägungen hier

vor sich her. Das Erleben, dass der „alte“ Glaubensschatz in den mittelalterlichen Altarbildern noch anschaulicher, reicher und bunter geschildert wird, als es jede biblische Erzählung vermag, eröffnet auch den Erwachsenen immer wieder eine neue Sicht auf die Kunstwerke und die eigenen Prägungen. Selbst und vielleicht gerade die außerbiblischen Legendschilderungen, die in den Bildwerken Umsetzung erfuhren, erinnern den Kunstbetrachter daran, wie sehr philosophische oder theologische Inhalte immer angewiesen sind auf die allzu menschlichen und aus dem Leben gegriffenen Konkretionen – und wie sie dadurch relativiert werden. So schrieb mir ein Museumsbesucher nach einer Führung zu zwei spätmittelalterlichen Altären in der Staatsgalerie Stuttgart: Die „intensive Einführung in die Heiligenwelt der beiden Altäre und deren Darstellungskunst hat mich beeindruckt. Es ist für eine protestantische Seele eine besondere Erfahrung, mitgenommen zu werden ins Reich der hilfeschuchenden und dankbaren Devotion, die sich in diesem Kreis der Märtyrer und Nothelfer präsentiert.“

Das Wissen, wer und was auf den Bildern gezeigt ist, warum die Gestalt des Hl. Nikolaus drei Goldkugeln hält und sich zu Füßen der Hl. Margarete ein Drache windet, lässt die Bilder für den Betrachter wieder lebendig werden und gibt spannende Einblicke in die religiöse Vorstellungswelt und Frömmigkeitspraxis früherer Jahrhunderte. Hierbei erlebe ich nicht selten, dass sich die Museumsbesucher gar nicht erst damit zufrieden geben, nur die vordergründige Geschichte eines Bildinhalts erläutert zu bekommen. Im Gegenteil, gerade die unter Umständen widersprüchliche tiefere Dimension einer (religiösen) Ikonographie interessiert häufig die Kunstbetrachter in besonderer Weise. Dabei erstaunt diese nicht selten, wie es den Malern gelungen ist, selbst komplizierte

theologische Inhalte wie die Dreifaltigkeit oder die besondere Rolle Mariens, in einfache, nachvollziehbare und im wahrsten Wortsinn „anschauliche“ Bildmotive zu überführen. So geht mit der Faszination über das malerische Können und erst recht mit der Erschließung der geschichtlichen Hintergründe unweigerlich eine Achtung vor den Bildinhalten einher.

Und auch wenn die eigenen Überzeugungen des „aufgeklärten“ Betrachters über Gott und die Welt inzwischen weit von der vergangener Zeiten abweicht, bleibt der Respekt gegenüber den alten Zeugnissen als Ausdruck der Erfahrung, wie sehr Leben, Kunst und Religion sich einander sinnstiftend durchdringen können.



Nähere Angaben zum Bild siehe Seite 48.

Begegnungen von Gegenwartskunst und Kirche Anmerkungen zu einer Projektreihe

Engelbert Paulus

Ein Urlaub in der Bretagne führte mir vor Augen, was uns in unseren Kirchen blühen könnte. Viele Kirchen, stattliche Gebäude, die dem Zahn der Zeit und der Jahrhunderte standhielten, sind von Gemeinden aufgegeben, zurückgelassen worden. Die Natur, Flora und Fauna, bevölkern, bewachsen, beleben sie. Verlassen droht ihnen der Verfall. Menschen treten kaum mehr ein, Gottesdienste, Weihrauch, Liturgie, Gebet und Gesang haben sie eine gefühlte Ewigkeit nicht mehr erlebt.

Vor ca. 30 Jahren hat eine Initiative aus Künstlern und Kunstinteressierten die Kirchen entdeckt. Sie spürten ihrem Geist nach und reagierten mit ihren Arbeiten auf den Raum. War es anfänglich eine überschaubare Zahl, kamen mit der Zeit weitere verlassene Kirchen und Kapellen hinzu. Jahr für Jahr lobt eine Jury "L'art dans les chapelles" aus.

Der Erfolg dieser Initiative spricht für sich. Jahr für Jahr pilgern unzählige Menschen auf den Kunstpfaden, um profanierte, leerstehende Kirchen zu besuchen. Für kurze Zeit beherbergen sie Kunst und werden zu Kunstorten, Kunsttempeln. Für die Moderne, die Gegenwartskunst, ist es ein Leichtes, die Räume zu bespielen, zu locken, Kirchenbesucher zu begeistern.

Soweit ist es in unseren Regionen und Landstrichen noch nicht. Gotteshäusern drohen bei uns zwar Verkauf, Profanierung und Verfall. In den vergangenen Jahrhunderten prägten die Kirchen und Klöster den Kunstmarkt und -geschmack durch Aufträge und Ankäufe. Immer seltener wird heute Kunst in Auftrag gegeben oder angekauft. Autonomie und Freiheit auf Seiten der Kunst und die Rückbesinnung auf die Wurzeln und die Restaurierung des Vorhandenen in den Kirchen führen zur Entfremdung beider. Der Dialog beider ist dennoch fruchtbar, wie verschiedene Projekte und Museumsideen zeigen.

Eine ökumenische Initiative fördert seit Jahren das Gespräch und die Begegnung von Kirche und Kunst. Das erste gemeinsame Projekt „Vestigia crucis“ wurde 2007 während der Fastenzeit im Landkreis Tuttlingen in 14 katholischen und evangelischen Gotteshäusern realisiert. An zwei Standorten zeigten die beteiligten Künstlerinnen und Künstler Werke ihres autonomen Schaffens. Die Installationen in den Kirchen waren entweder gezielt auf den Raum hin geschaffen worden oder setzten sich bewusst damit auseinander.

Pfarrer Marcus Keinath und Diakon Dr. Engelbert Paulus organisierten diese Veranstaltung, da sie durch Ausstellungen in ihren kirchlichen Räumen über gute Kontakte zum Kunstbetrieb der Region verfügten. Marcus Keinath in der Kreuzkirche in Möhringen, Engelbert Paulus im Gemeindehaus St. Maria in Dürbheim. Auch als Pfarrer Keinath die Stelle wechselte und nach Rottweil zog, blieb das gemeinsame Interesse.

2011 folgte das zweite Projekt – dieses Mal Landkreis übergreifend – vom Kapf bei Dunningen bis zum Witthoh bei Hattingen. 21 Kirchen und Kapellen standen zur Verfügung für das Kunstprojekt „malhalten. Gegenwartskunst in 21 Kirchen“. Was am Ende der Sommerferien am 9. September 2011 begann, endete mit einer lyrischen Finissage am 6. November 2011.

Das Konzept der Reihe führt Künstler der Region mit namhaften Künstlern aus Deutschland zusammen. Die regionalen Künstlerinnen und Künstler schaffen eigens für den Raum der von uns ausgewählten und gewonnenen Kirchenräume. Sponsoren unterstützen das Projekt, sei es finanziell oder durch besondere Arbeitsleistungen. Die beteiligten Kirchengemeinden werden eigens auf das Kunstwerk und die Installation vorbereitet. Gottesdienste, Führungen und Lesungen wecken Verständnis und Auseinandersetzung. Besucher schreiben ihre Gedanken in ausgelegte Besucherbücher und die Gemeinde feiert ihre Gottesdienste im Angesicht der Kunst.

Zwei Exkursionen führten Interessierte zu den Kirchen und Kapellen, informierten kunstgeschichtlich und historisch über den Raum und ließen die Werke für sich sprechen. Ein Katalog mit Abbildungen der jeweiligen Arbeiten dokumentierte die Aktion und Marcus Keinath schrieb die Einführung; von Engelbert Paulus wurden lyrische Texte zum Ganzen und den einzelnen Arbeiten zugefügt.

Nicht alles war gefällig, manches erweckte Anstoß. Anderes regte zu Gesprächen und Diskussionen an, und manches Kunstwerk wurde von einer beteiligten Gemeinde erworben. Besonders zwei Arbeiten wurden heftig diskutiert: Das Verkehrsschild von Nikolaus Mohr „Heute keine Kreuzigung. Pontius Pilatus“, das an ein Ortsschild erinnert, wurde jeweils zu Beginn der Gottesdienste weg gedreht. „Hesekiel oder der Triumph der Spanplatte“ ist die Motorsägezeichnung von Hans-Jürgen Kossack titulierte, die der Künstler in den Chorbogen der Kirche St. Peter-und-Paul Dürbheim zwischen Zelebrations- und barocken Hochaltar gestellt hatte.

In der »Ruhe Christi Kirche« in Rottweil wurde der Titel des Schildes und seine Gestaltung als anstößig empfunden. Die Hauptaussage der Kirche, die in Nachbarschaft zum Friedhof steht, ist der Kreuzestod Jesu, was im Hochaltar sehr plastisch dargestellt ist. Nach Abschluss der Aktion wurde diagonal über das Schild ein roter Klebestreifen geklebt, ähnlich dem Balken am Ortsende Schild. Was nur auf das Ende der Installation hinweisen sollte, wurde plötzlich zum Inhalt des Chorraumes: hinter dem Schild beginnt der Raum, der Ort der Kreuzigung.

In der Kirche St. Peter-und-Paul erregte weniger die Kunstfertigkeit des Künstlers die Besucherseele, als vielmehr die Gestaltung. Kossack setzte auf sechs Spanplatten, die er mit der Motorsäge bearbeitet hatte, die Verheißung des Propheten Hesekiel (Kapitel 37) um. Die Menschen störte nicht die Verheißung. Störend, ja verstörend war für sie der Anblick der Skelette. Diese musizieren, spielen

einen Triumphmarsch, stehen Spalier und erwarten mit Fanfarenstößen den Sieger über Sünde und Tod. In der Gestalt des Brotes wird er vom Tabernakel zur Gemeinde getragen.

Als Ergebnisse der temporären Installationen lassen sich festhalten: 1. der eigene Kirchenraum wurde intensiv wahrgenommen. 2. Kunst ließ Neues sehen und entdecken im Raum und für den Glauben. 3. Die jeweilige Installation beflügelte die feiernde Versammlung. 4. Sie regte Nachdenken und Gespräch an. 5. Sie war fremd und wurde vertraut. 6. Sie veränderte nachhaltig das Raumempfinden und das Raumgefühl.



Kossack Katalogbild

Quellenangabe

Malhalten. Gegenwartskunst in 21 Kirchen, Tuttlingen 2011

<http://www.malhalten.de/>

<http://d-nb.info/1030174679/about/html>

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung.“

Thomas Moritz Müller

Der Satz stammt von dem jüdischen Philosophen Martin Buber. Er hat mich begleitet seit jenem Augenblick, da ich ihn zum ersten Mal hörte. Das ist lange her. Ich räume diesem Satz unverändert Geltung in meinem Denken ein. Aber inzwischen verwende ich ihn lieber zugespitzt, ohne ihn damit verengen zu wollen: „Alle wirkliche Kunst ist Begegnung.“

Ja, natürlich ist Kunst Begegnung. Es war nie anders. Ein Kunstwerk, für sich genommen, ist nichts. Ein Bild von Picasso ist nichts, solange es im Depot schlummert. Kunst braucht Menschen, die sie sehen, anfassen, hören. Aber es geht mir nicht allein um das Wirkungsdreieck von Künstler, Werk und Publikum. Richtig spannend wird es für mich, wenn die Begegnung zwischen Menschen, die in ein Kunstprojekt involviert sind, selbst Teil des künstlerischen Prozesses wird, diesen anstößt, prägt, auf eine Weise formt, wie es nicht vorhersehbar und planbar ist.

Bei meinem Foto-Kunstprojekt „Modern Sebastian“ habe ich, angeregt durch entsprechend positive Erfahrungen bei Projekten zuvor, von vorneherein auf die Interaktion mit jenen gesetzt, die bereit waren, sich auf die vorgegebene „Versuchsanordnung“ einzulassen. „Modern Sebastian“ ist der Versuch, die überlieferte Figur des heiligen Sebastian und dessen sich im Verlauf der Kunstgeschichte mehrmals gewandelten ikonografischen Gestaltungen ins Heute zu übertragen. Sebastian: das ist der frühchristliche Soldat und Märtyrer, der wegen seines Glaubens unter Kaiser Diokletian dazu verurteilt wird, entkleidet und an einem Balken oder Baum gefesselt von seinen eigenen Kameraden mit Pfeilen erschossen zu werden. Als Patron gegen die Pest ist er in vielen Kirchen verewigt. Mich reizte es, ihn als zeitlosen Typus des verletzlichen Mannes zu inszenieren, und gleichzeitig Möglichkeiten aufzuzeigen, wie man(n) mit dieser Verletzlichkeit umgehen kann.

Im Kernstück des Projektes waren die Models, die das Produktionsteam über entsprechende Internetplattformen kontaktierte und nach einem persönlichen Gespräch castete, herausgefordert, auf verschiedene Weisen – „Positionen“ – auf die Situation des Ausgesetztseins zu reagieren: angepasst, rebellisch, introvertiert („träumerisch“) und extrovertiert („verführerisch“). Manche der zwischen 18 und 27 Jahre alten Männer informierten sich zwischen Kontaktaufnahme und Gespräch eingehend über die darzustellende Figur, andere eigneten sich nur oberflächliche Kenntnisse an.

Beim Casting ging es dann darum, auszuloten, welches übergreifende Thema die Performance eines jeden haben könnte. Florian zum Beispiel erzählte über seine Krebskrankheit, die ihn kurz vor der Pubertät sehr unfreiwillig mit seiner ganz persönlichen Verletzlichkeit konfrontiert und gewisse körperliche Einschränkungen hinterlassen hatte. Die Position »Rebellisch« fiel ihm bei den Aufnahmen im Gegensatz zu vielen anderen Models am leichtesten – nicht aufgeben um seines Lebens willen, das war ihm zu einer zweiten Natur geworden. Umso überraschender für mich war es dann, dass er später, als es darum ging, ihn zum Protagonisten eines weiteren Sebastians-Projektes zu machen, zurückzog – aus Sorge um seine berufliche Laufbahn. Er argwöhnte, sein Ausflug ins Showbusiness könnte ihm bei Vater Staat schaden.

Patrick, damals noch als Physiotherapeut in Ausbildung, strotzte nur so vor Gesundheit und brannte darauf, seinen Körper buchstäblich ins rechte Licht rücken zu lassen. Gleichzeitig wünschte er sich ein Thema, das sich sehr von seinem beruflichen Alltag unterschied: Er wollte „seinen“ Sebastian in die Welt der Banker und Broker transportieren. Das war im Sommer 2008, kurz vor dem Zusammenbruch von Lehman Bros. und dem Ausbruch der internationalen Finanzkrise. Was wir alle nicht ahnten: Ein Porträt von ihm als verführerischer Magier mit weißen Handschuhen und Zylinder, der mit glitzernden Münzen sein Publikum in ein Seifenblasen-Universum lockt, illustriert

den (Un-)Geist, der die Welt an den Rand des wirtschaftlichen Abgrunds brachte. Für solche Bildschöpfungen mussten mehrere Faktoren zusammenkommen: die Fähigkeit eines Models, sich als einen Anderen zu erfinden, die künstlerische Fantasie des Fotografen und Regisseurs, welche bildnerische Form dem Gestalt geben könnte, und das handwerkliche Know-how eines Teams mit Blick auf die geeignete Ausleuchtung und maskenbildnerische Feinheiten.

Berthold erzählte von sich, dass er früher in seiner Klasse wegen seines Übergewichts „so ziemlich der Uncoolste der Uncoolen“ gewesen sei. Mit einem starken Willen habe er sich aus dieser Situation befreit. Er wollte den Sebastian ganz ursprünglich darstellen – als „römischen Soldaten“. Ich musste schlucken. Ich wollte ja einen heutigen Sebastian und keinen im Retro-Look. Aber warum nicht? Wir gingen gemeinsam in einen Kostümverleih und suchten die nötigen Utensilien für einen waschechten Centurio – Anprobe inklusive. „Original Sebastian“ betitelten wir später Bertholds Auftritt. Heute nimmt das Fotoensemble mit Berthold einen zentralen Platz im Projekt ein, weil es vielen, die den ursprünglichen Sebastian nur vage kennen, den Transfer aus dem Bereich der mittelalterlichen Legende in die heutige Zeit erleichtert.

An seinem historischen Vorbild fand Berthold den „großen Mut“ bewundernswert: „Durch sein Bekenntnis hat sich Sebastian um sein Weiterleben gebracht, aber so ist er auch in die Geschichte eingegangen.“ Vielleicht noch nicht in die Geschichtsbücher, aber immerhin auf die Laufstege der internationalen Modewelt hat es Berthold inzwischen gebracht: Bei Facebook figuriert er selbst als „Künstler“ und hat über 4500 Follower – die »uncoolen« Zeiten sind längst vorbei. „Modern Sebastian“ sei sein erster großer Auftrag gewesen, erinnerte sich Berthold beim letzten Internetkontakt. Vielleicht haben wir damals den Start einer ganz großen Karriere miterlebt.

Auch Salvatore hat sich beim Projekt „Modern Sebastian“ ausprobiert. Damals kam er aus Karlsruhe angereist, heute lebt er in Berlin und arbeitet als freier Fotograf vor allem im Bereich Fashion. Wie er Models in Szene setzt, zeugt von außerordentlich kreativem Potenzial. Salvatore, dessen Wurzeln in Sizilien liegen, hat gleichsam die Seiten gewechselt. Wir erlebten ihn noch vor der Kamera. „Sebastian in Love“ lautete seinerzeit sein Thema. Beim Casting berichtete er über seine eigenen Erfahrungen in Sachen Liebe und Verliebtsein. Er erzählte es so, dass sich mir ein Bild aufdrängte, welches ihn in der Position „Angepasst“ zwischen zwei weißgewandeten, mit schwarzen Masken anonymisierten Statuen zeigt, gleichsam eingezwängt in Normen und Konventionen, mit Blicken vorsichtig danach tastend, was möglich ist und was nicht: auch das eine Erfahrung von Verletzlichkeit. Die Aktivierung eines schöpferischen Geistes kann zur Freiheit führen.

Alle diese Begegnungen haben mich berührt. Wenn ich in Ausstellungen die Fotos sehe, die mein Team und ich im Laufe des Projektes „Modern Sebastian“ mit insgesamt 70 Darstellerinnen und Darstellern gefertigt haben, dann erscheinen vor meinem inneren Auge die Geschichten, die sich um jedes einzelne Model ranken. Ich erinnere mich daran, woher die Menschen, mit denen ich gearbeitet habe, kamen, welche Beschwerden sie mit sich trugen, welche Träume sie beflügelten, wie sie über ihr Leben dachten. Bei einigen hat sich die Spur verloren, andere haben ihren Weg markiert, sodass ich ihnen aus der Ferne folgen kann, mit ein paar wenigen halte ich nach wie vor freundschaftlichen Kontakt, für einen bin, wenigstens zeitweise, wohl so etwas wie ein Vaterersatz geworden. Sie alle gehören zur Landschaft meines Lebens. Je älter ich werde, desto mehr habe ich das Gefühl, bedeutender als die Tatsache, dass wir gemeinsam ein Stück Kunst schufen, ist es, dass wir einander begegnet sind. Die Kunst lässt mich Stolz empfinden, die Begegnung Dankbarkeit.

<https://www.facebook.com/ModernSebastian?fref=ts>



Zu „Modern Sebastian“



Kirchenorte – Glaubensorte

Petra Waschner und Gabriele Gokenbach

Es ist Samstagnachmittag, 14.30 Uhr und Christiane Z. ist aufgeregt. Sie hat einen der Nachmittage der Reihe „Kirchenorte – Glaubensorte“ übernommen. Eine Stunde lang wird sie gleich durch ihre Heimatkirche führen. Und sie weiß nicht, wie viele Personen kommen werden. Vom Vorbereitungsteam wurde die Zahl „circa 40“ genannt, aber ob das so stimmt? Christiane Z. hat sich mehrere Szenarien überlegt, wie sie bei 20 Personen führen wird, wie bei 40 und sie hat auch einen Notfallplan, wenn es mehr als 50 werden. Denn sie bietet keine „normale“ Kirchenführung an, sondern eine kirchenpädagogische, in der sie die Teilnehmenden zum Mitmachen und zum Austausch von Wahrnehmungen einlädt. Ein letzter Blick in die Küche, auch hier ist mittlerweile alles gerichtet für das anschließende gemütliche Beisammensein. Da hört sie fröhliches Lachen auf dem Kirchplatz, die ersten Gäste sind eingetroffen.

Christiane Z. ist Absolventin der ökumenischen Kirchenführerausbildung in Württemberg. Im Grundkurs und mehreren Aufbaumodulen in 120 Unterrichtseinheiten hat sie sich ein grundlegendes fachliches und didaktisches Wissen erarbeitet, um Gruppen durch ihre Kirche führen zu können. Die Ausbildung wird seit 2005 mit Vorläufern im Jahr 2000 und 2003 angeboten. Und immer wieder kommt der Wunsch auf, nicht nur die beispielhaften Kirchen im Kurs anzuschauen, sondern sich auch gegenseitig die eigenen Kirchen zu zeigen. Vor allem auch miterleben zu können, wie die anderen Teilnehmenden in ihren Kirchen kirchenpädagogisch führen.

Vor gut sechs Jahren lernten wir vom Ausbildungsteam eine Veranstaltungsreihe der evang. Erwachsenenbildung in Thüringen kennen: „Der schöne Ort“. An zwölf Samstagen treffen sich interessierte Personen an schönen und besonderen Orten, erleben dort eine ca. einstündige Führung. Im An-

schluss sind alle Teilnehmenden eingeladen zu Kaffee, Gebäck und Gespräch. Die Idee dieser Reihe hat uns so fasziniert, dass wir sie übernommen haben. „Kirchenorte – Glaubensorte“ ist der Name unserer Reihe. An vier Samstagen zeigen Absolventen der Kirchenführerausbildung in einer einstündigen Führung ihre Kirche. Danach ist Zeit zu Austausch und Begegnung.

2010 war der Start mit den ersten vier Kirchen in Stuttgart, Esslingen, Freiberg am Neckar und Heilbronn. Beworben wurde die neue Reihe durch einen professionell gestalteten Flyer, Veranstaltungshinweise in den kirchlichen Blättern, im Internet und lokalen Ankündigungen. Nach langen Diskussionen haben wir uns gegen eine vorherige Anmeldung entschieden. Was die Hemmschwelle für die potentiellen Teilnehmenden sehr niedrig hält, allerdings die Ausführenden vor große Herausforderungen stellt.

Wir alle waren überrascht: es kamen zwischen 35 und 55 Teilnehmende. Gemeindeglieder aus der jeweiligen Gemeinde, interessierte Auswärtige aus nah und fern als auch Kirchenführer/innen in Ausbildung und erfahrene Kirchenführer/innen.

Die Kirchen werden in neuen Dimensionen kennengelernt: Kirchengeschichte, Theologie, Liturgie, Kunst- und Baugeschichte. Dies wird durch die Schwerpunktsetzung in Form eines Themas erreicht. Durch die Kirchenpädagogik werden neuartige und vielfältige Herangehensweisen geboten, mit deren Hilfe die Kirchen aktiv entdeckt werden können. Im Anschluss an jede kirchenpädagogische Führung ist Zeit zum Gespräch und kollegialen Austausch bei einer Tasse Kaffee und Gebäck.

Jede Führung steht unter einem besonderen Thema. Diese sind so vielfältig wie die Kirchenorte selbst. Beispielsweise können die Verantwortlichen auf die Geschichte der Kirche und den dazugehörigen Ort oder die Baugeschichte und Baustil der Kirche eingehen. Möglich ist auch eine nähere Betrachtung von Kunstwerken im Kirchenraum, wie z.B. besondere Glasfenster, alte Fresken

oder das Bildprogramm. Es können auch Bilder von Personen im Kirchenraum genauer beleuchtet werden, wie z.B. die verschiedenen Mariendarstellungen in der Kirche St. Georg in Stuttgart.

Wir verfolgen mehrere Ziele: Zum einen wollen wir die kirchenpädagogische Arbeit einer breiten Öffentlichkeit bekannt machen und zum anderen wollen wir den ausgebildeten Kirchenführer/innen eine Plattform bieten, auf der sie ihr Erlerntes anwenden und erproben können. Darüber hinaus ist der kollegiale Austausch ein wichtiges Element dieser Nachmittage. Hier werden wohlwollende Tipps und Erfahrungen ausgetauscht und weitergegeben. Zudem gibt es Hinweise auf neue Fachliteratur und die nächsten Fortbildungsmöglichkeiten. Dadurch ist ein Profit auf allen Seiten gegeben. Das Angebot der bisher geführten Kirchen konzentriert sich nicht nur auf den Großraum Stuttgart, sondern erstreckt sich weit darüber hinaus bis nach Reutlingen, die Region Ulm, Heilbronn, Rott-

weil, Adelberg, Ellwangen, Schorndorf, Murrhardt und Göppingen-Faurnau.

Mittlerweile ist es 17.30 Uhr, und die ca. 50 Teilnehmenden sind auf dem Nachhauseweg. Christiane Z. kann auf einen sehr guten Nachmittag zurück blicken. Viele Teilnehmende kamen aus der eigenen Gemeinde, um die neuen Kirchenführungen kennenzulernen, die Frau Z. entwickelt hat. Sie haben ihre Kirche heute mit ganz anderen Augen als sonst wahrgenommen. Weiterhin waren viele Kirchenführerinnen und Kirchenführer aus demselben Grundkurs wie Christiane Z. dabei, aber auch aus anderen Kursen. Und diejenigen, die mittlerweile regelmäßig kommen, waren natürlich auch dabei. Christiane Z. war es gelungen, die Geschichte der Kirche mit den Erfahrungen der Teilnehmenden in Verbindung zu setzen und diese auch selbst aktiv werden zu lassen. Die Rückmeldungen waren entsprechend positiv. Und das besorgte Gebäck war auch ausreichend!



Foto: Martin Schall

Kirchenpädagogik und die Ausbildung Kirchenführung

Christoph Schmitt

Die Kurskonzeption des württembergischen Kirchenführerausbildungskurses hat im Blick, was das „Dresdner Positionspapier 2010“ des Bundesverbandes Kirchenpädagogik in Fortschreibung seiner Thesen von 2002 benennt: „Als Orte des kulturellen Gedächtnisses, der Identifikation und als Kulturgüter gehören Kirchenräume nicht allein den Kirchen. Daher findet Kirchenpädagogik auch auf dem Markt touristischer Angebote statt. Tourismus und Event-Kultur tragen zu einem neugewonnenen Interesse der Menschen an Kirchenräumen bei. Kirchenpädagogik nimmt dieses Interesse ernst und behauptet sich auf dem touristischen Markt mit einem besonderen Profil. Dabei setzt sie sich mit historischen, kunsthistorischen und gesellschaftswissenschaftlichen Fragestellungen auseinander. Sie nimmt die theologisch wie geschichtlich bedingten Linien der Kirchenraumgestaltung ernst, übersetzt sie in die Gegenwart und setzt sie zu den Erfahrungen und Fragen der Teilnehmenden in Beziehung“ (Dresdener Positionspapier, 2010, S. 54). Das Interesse am „sakralen Ding“ setzt häufig beim kunsthistorischen Interesse an, weshalb auch kirchenpädagogische Kirchenführung gut daran tut, die Menschen dort ‚abzuholen‘.

Menschen zeigen ein großes Interesse an Kirchenräumen. Gleichzeitig gehen sie in einer differenzierten und persönlich geprägten Haltung auf Religion und die christlichen Kirchen zu. Kirchenräume werden als Zeugnisse vergangener Epochen respektiert. Dies nicht nur, weil sie architektonisch resp. künstlerisch anerkannt sind, sondern weil an ihnen bis heute eine kulturell wirkende Dimension wahrgenommen werden kann.

Menschen begegnen heute in stärkerem Maße Religion in ihren visuellen Ausdrucksformen. Die Offenheit einer ästhetischen Wahrnehmung gegenüber Ausdrucksformen der Religiosität animiert

Einzelne anders als kognitive Zugänge zu einer Begegnung mit dem, was bisweilen alltagsbezogen fremd sein mag. Je ausdrucksstärker solche Ausformungen sind und je mehr sie dem Anspruch von Ästhetik genügen, umso attraktiver wird das religiöse Phänomen. Mit anderen Worten: Man entdeckt in ihm einen ästhetischen Charme. Solches Empfinden der Weltwahrnehmung hat viel mit der Suche des Menschen nach Verwirklichung seiner Autonomie zu tun (Krämer, 2009).

Menschliches Leben ereignet sich in einer geschichtlichen Dimension. Wird diese transzendiert, zeichnet sich Leben durch Glauben aus. Solches Glauben lässt sich verstehen als beständiges Hinhalten der eigenen Existenz gegenüber einem, wenn auch nie einholbaren, doch immer schon geschauten Hoffnungshorizont. Dieser Horizont kulminiert in dem, was dem Namen „Gott“ zu eigen ist. Kirchenräume haben ihre eigentümlichen Raumatmosphären, in der auch Zeitlichkeit und Ewigkeit anmutend erfahren werden können. Wie weit dieses Erfahrungsfeld dem ungestillten Verlangen des Lebens zum Ziel verhilft, lässt sich nur individuell benennen und gegebenenfalls durch menschliche Begegnung vertiefen.

Glauben im Heute ist angewiesen auf eine kritische Befragung. Dem Kern nach ist Glaube aus den Glaubenserfahrungen des Gestern herauszuschälen. So wird ernst genommen, dass Lebensdeutungen, wie sie der Glaube darstellt, auch immer in einem soziokulturellen Kontext zu sehen und verstehen sind. Soll dieser für die Jetztzeit einer Person bedeutungsvoll sein und einen Beitrag zum „Walten des Transzendenten“ im eigenen Leben leisten, also „über den Tag hinaus“ fruchtbar werden, dann sind die Glaubenszeugnisse des Gestern in ihrer zukunftsöffnenden Dimension zu erschließen.

Kirchenräume und ihre Ausstattung sind Zeugnisse eines geschichtlich gestaltgewonnenen Glaubens. Ihr Anschauen wirft den „Blick zurück“, sowohl geschichtlich gesehen, aber auch als eine Anfrage an den Betrachtenden, dem sich die Aus-

sage quasi reflexiv als Frage stellt, was er davon hält. Um ein angemessenes Verständnis der theologischen bzw. spirituellen Dimension zu gewinnen, ist das Sehen methodisch zu lenken. Dieser methodische Umgang würde ein Optimum erreichen, wenn auch die performative Kraft des Gegenstandes bzw. des Raumes für Heute offengelegt wird. Eine solche Ausrichtung braucht Kirchenpädagogik, um der Gefahr einer Reduktion auf das bloße Jetzt zu vermeiden; das, was jetzt bedeutsam ist, kann nicht ausschließlich normativ für die gegenwärtige Praxis gelten. Andererseits würde der bloße Blick auf das Gewesene auch eine Erstarrung bedeuten.

Seit den 90er Jahren wuchs das Interesse, Menschen für eine Vermittlungsaufgabe zu qualifizieren, die mit Kirchenführungen oder in der Aufgabe von „Kirchenwächtern“ zu einem Verständnis hinter den Jahreszahlen und Fakten beitragen. In Württemberg war es anfangs die katholische Erwachsenenbildung des Bildungswerkes Rems-Murr mit einem ähnlich gegliederten Kursangebot im Jahr 2000, auf evangelischer Seite ein Arbeitskreis von Erwachsenenbildnern und Theologen. Nicht nur das Mehr-wissen-wollen über Baustile, Ikonographie und Kunstgeschichte, sondern auch

das alltagsbezogene Eintauchen in theologische, kirchengeschichtliche, liturgiebezogene und methodische Fragestellungen wurden als Herausforderung entdeckt. Eine Antwort verwirklichte sich im Curriculum der „württembergischen Kirchenführerausbildung“, die von einem ökumenischen Team aus dem Arbeitskreis „DenkMalBildung“ der diözesanen Erwachsenenbildung und dem Arbeitskreis Kirchenraum/Kirchenpädagogik getragen wird. Seit 2005 bietet das Team in kontinuierlicher Weiterentwicklung mehrtägige Grundkurse und eintägige Aufbaukurse an, die fast 400 Teilnehmerinnen und Teilnehmern absolvierten.

Quellenangabe

Eine immer noch lesenswerte Hinführung zur Kirchenpädagogik selbst bietet Ruth Görnandt, Was ist Kirchenpädagogik? Entstehung – Gegenstand – Arbeitsweise. In: Zeitschrift kirchenpädagogik 2002, Heft 1, jetzt einsehbar unter www.bvkirchenpaedagogik.de/fileadmin/download/BVKP_Heft_2002-01.pdf . Vgl. auch die Thesen des Bundesverbandes (www.bvkirchenpaedagogik.de/fileadmin/download/09.03.05_Thesen_WEB-Seite_als_pdf.pdf).

Inklusion in der Kirchenpädagogik **Kirchenführung inklusive** *Heribert Hantschel*

„Nahe ist der Herr den geknickten Herzen, hilft allen, die zerknirschten Geistes sind“

Psalm 34, 19 David

Der Begriff der Inklusion ist in der Gesellschaft in aller Munde – auch in der Kirchenpädagogik. Doch zunächst: Welche Grundsätze finden wir für die Diskussion der Inklusion?

Auf der einen Seite finden sich in der UN-Behindertenrechtskonvention verschiedene Grundsätze, die die volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft fordern. So z.B. die Zugänglichkeit zu öffentlichen Gebäuden. So ist vorgesehen, dass öffentlich zugängliche Gebäude auch für Menschen mit Beeinträchtigung (z.B. Rollstuhlfahrer) zugänglich sind (vgl. Art. 9 Abs. 2, b und d). Ebenso befasst sich die UN-Behindertenrechtskonvention mit der Teilhabe am kulturellen Leben, sowie an Erholung, Freizeit und Sport (vgl. Art. 30 c).

Auf der anderen Seite finden wir im Thesenpapier des Bundesverbandes Kirchenpädagogik von 2002 verschiedene Thesen, die den Zugang zur Kirchenpädagogik für alle Menschen betonen: „Kirchenpädagogik will Kirchenräume für Menschen öffnen und den Sinngehalt christlicher Kirchen mit Kopf, Herz und Hand erschließen und vermitteln, um so Inhalte des christlichen Glaubens bekannt zu machen und einen Zugang zu spirituellen Dimensionen zu ermöglichen.“ (www.bvkirchenpaedagogik.de)

So bringt die 1. These „Kirchenpädagogik bringt Mensch und Kirchenraum in Beziehung“ (ebenda) zum Ausdruck, dass wir als Kirchenpädagogen den Menschen den Zugang zum Kirchenraum ermöglichen. Das kann z.B. dadurch geschehen, dass für den Rollstuhlfahrer eine Rampe zur Verfügung steht. Die Ziele von Inklusion werden aber auch schon dort angesprochen, wo die Kirchenpädago-

gik sich erklärtermaßen von der konventionellen Kirchenführung unterscheidet. Die konventionelle Kirchenführung selbst bleibt beispielsweise häufig auf der kognitiven Ebene, was heißt, dass dort derjenige, der oder die das Geschehen in der Hand hat, in seinen Ausführungen die verschiedenen Baustile erläutern, auf Besonderheiten hinweisen und Erklärungen zur Architektur anbieten.

Die 2. These „Kirchenpädagogik bedeutet raum- und erfahrungsbezogenes Arbeiten“ geht ganz konkret darauf ein, dass Kirchenräume mit dem ganzen Körper und mit allen Sinnen erfahren werden soll. „Kirchenpädagogik erschließt Kirchenräume nicht nur sprachlich und visuell, sondern auch im Durchschreiten, Ertasten, Empfinden“ (ebenda).

Als 3. These finden wir die Aussage, dass „Kirchenpädagogik Zugänge zu religiösen Erfahrungen ermöglicht“ (vgl. ebenda). Die Kirche als Ort des Glaubens, des Verstehens des Glaubens und als Möglichkeit der Gotterfahrung.

Als Diplomsozialpädagoge, der in der Behindertenhilfe tätig ist, finde ich in den drei genannten Thesen alles wieder, was ich für die Umsetzung der Kirchenpädagogik für Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung brauche.

Wie sieht nun die Praxis der Kirchenführungen aus? Denke ich an Kirchenführungen zurück, die ich als Teilnehmer erleben durfte, so geschah der Zugang zur Kirche über die kognitive Ebene. Ich erfuhr viel darüber, welchem Baustil die Kirche angehört, wer sie erbaute, theologisches Hintergrundwissen zu Bildern oder Altären und vieles anderes mehr (was mich auch interessierte). Denke ich an ein Projekt mit den Firmlingen meiner Heimatpfarrei zurück, so versuchte ich Ihnen den Kirchenraum als Erlebnis nahezubringen. Indem ich Elemente der Erlebnispädagogik nutzte, wie z.B. die Akustik der Kirche durch Singen von einfachen Chorälen entdecken, einen „Lieblingsort“ im Kirchenraum suchen oder auch das gemeinsame

Durchschreiten des Kirchenraumes, als Methoden der „Kirchenführung“. Damit die Firmlinge die Kirche St. Georg als ehemalige Klosterkirche begreifen konnten, versuchten wir den mittelalterlichen Klosteralltag mit seinen Ritualen (Stundengebet im Chorraum, gemeinsame Mahlzeit, usw.) im eigenen Tun nach zu erleben.

Kehren wir nun zurück zu den vorgestellten Thesen. In meiner Abschlussarbeit verband ich die Kirchenführung mit meiner hauptberuflichen Tätigkeit in der Behindertenhilfe. Die Frage, die mich beschäftigte war, wie kann ich erwachsenen schwerstmehrfach behinderten Menschen eine Kirche im Rahmen einer Kirchenführung zugänglich machen, wenn der kognitive Zugang nicht möglich ist?

Die Erfahrungen, die ich mit den Kindern im Rahmen ihrer Firmvorbereitung machen durfte, verband ich mit dem Wissen um die Zugänge zu schwerstmehrfach behinderter Menschen und meinen eigenen Ansprüchen an eine Kirchenführung. Wesentlich für den Zugang zu einem Kirchenraum und somit auch zu einer Gotterfahrung ist es, die vorhandenen Sinne und das emotionales Erleben anzusprechen.

Die Teilnehmer der Kirchenführung waren drei junge Menschen (zwischen 20 und 26 J.) mit schweren Mehrfachbehinderungen (starke Sehbehinderung bis vollständige Blindheit, geistige Behinderung und Rollstuhlfahrer aufgrund spastischer Lähmungen) und deren Betreuer.

Die Kirchenführung in Stichpunkten:

- Wirkung des Gegensatzes zwischen hektischer Betriebsamkeit (Autos, Zug, Parkplatz) und der Stille im Kirchenraum der ehemalige Klosterkirche St. Georg, Prüfening, bearbeiten und einbeziehen. (Bezug zu These 2)
- Anlegen der Klostergewänder (Habit der Barmherzigen Brüder). – auch die BetreuerInnen machten gerne mit! – Ziel: „Eintauchen“ in die Welt des Klosters (Bezug zu These 1)

- Gemeinsamer Einzug in die Kirche (mobile Rollstuhlrampen zum Überwinden der Höhenunterschiede: Kirchenraum – Chorraum) – Ziel: Wir erschließen uns gemeinsam einen neuen Ort, den wir kennenlernen möchten. (Bezug zu These 2)
- Individuelles Erkunden des Kirchenraums mit Unterstützung der jeweiligen BetreuerInnen – Ziel: einen Platz in der Kirche finden, an dem ich mich wohlfühle. (Bezug zu den Thesen 2 und 3)
- Im Chorraum beten wir gemeinsam eine Vesper – Ziel: Erleben des Mönchtums des Mittelalters durch das gemeinsame Stundengebet (Bezug zu These 3)

Mit dieser erlebnisorientierten Kirchenführung konnte die Zielgruppe sehr gut erreicht werden. Die Beteiligten machten dies in ihrer Rückmeldung deutlich. Besonders interessant war für mich die Rückmeldung der beteiligten BetreuerInnen, die sich von dieser Art der Kirchenführung „berühren“ ließen. Mit dieser Erfahrung schließt sich der Kreis zu den genannten Thesen und somit auch zur Inklusion: Es ist uns allen relativ einfach möglich, inklusive kirchenpädagogische Angebote zu entwickeln, bei denen sowohl Menschen mit Behinderung als auch ohne Behinderung angesprochen werden können.



Die drei BetreuerInnen im Habit

Versteckte Andachtsräume

Ein Projekt zum Tag des offenen Denkmals in Stuttgart und ein kirchenpädagogisches Angebot

Beate Gilles

Städte, ob klein oder groß, haben eine bestimmte Topografie: öffentliche Gebäude der Verwaltung, der Kultur und des Konsums stehen im Zentrum und ganz selbstverständlich haben hier auch Kirchen noch immer ihren Sitz und nehmen durch ihre Größe und ihre historische Bedeutung nicht selten eine herausragende Bedeutung ein. Nicht nur als Kulturgut sind Kirchen ein Anziehungspunkt. Sie laden Menschen ein und auch außerhalb der Gottesdienste besuchen viele Menschen Kirchen. Sie halten einen Augenblick inne. Die Räume sind nicht nur von touristischem Interesse, sondern sie nehmen einen Platz im Leben von Menschen ein. Menschen besuchen Kirchen aus einem speziellen Anlass oder weil sie zufällig vorbei kommen oder weil sie regelmäßig auf ihrem Weg dort Station machen. In den vergangenen Jahren wird dies immer mehr als Dienst an den Menschen unserer Gesellschaft erkannt und das breite Spektrum von Anliegen, mit dem die Kirchen besucht werden, wird aktiv in den Blick genommen. Die sogenannte City Pastoral reagiert darauf und ergänzt das Angebot der Räume durch Gesprächsangebote und Veranstaltungen. Es ist deswegen sehr wichtig, dass Kirchen geöffnet sind und es neben dem Raum auch ein personelles Angebot gibt.

Kirchen sind durch ihre Architektur signifikant in unseren Stadtbildern präsent. Sie sind weit sichtbar. Sie treten in den Dialog mit ihren Besucherinnen und Besuchern und die Erfahrungen zeigen, dass Menschen gerne an diesen Andersorten ihr Leben in den Blick nehmen, bedenken und deuten wollen. Kirchen leben vom KOMMEN der Menschen.

Das ist anders bei vielen kleinen Kapellen und Andachtsräumen. Sie sind nicht exponiert und wenig

sichtbar. An Lebensorten schaffen sie einen Raum mit einer besonderen Qualität. Sie nehmen eine andere Bewegung der Menschen auf, indem sie quasi mitten im Leben von Menschen stehen. Man kann sagen, dass hier die spezielle Raumqualität zu den Menschen GEHT.

Während Kirchen öffentlich sind, ist dieses Netz der Orte von Kapellen und Andachtsräumen, die ebenfalls ein Angebot sind, das Leben spirituell zu begleiten, weit weniger im Bewusstsein und dennoch nicht weniger dicht, vielleicht sogar dichter am Leben.

Der „Tag des offenen Denkmals“ 2007 stellte „Orte der Andacht und des Gebets“ in den Mittelpunkt. Zunächst einmal ist es interessant, dass der Aktionstag unter dieses Thema gestellt wurde. Es zeigt an, dass diese Räume für die Gesellschaft interessant sind. Die Formulierung fokussiert interessanterweise nicht auf ein Spezifikum des Raumes als solchem, sondern auf das, was in den Räumen in besonderer Weise geschieht und Gestalt annehmen kann: Andacht und Gebet.

Entsprechend der Grundidee des „Tages des offenen Denkmals“, dass an diesem Tag Orte zugänglich sind, die sonst nicht besucht werden können, legt das Projekt der Katholischen Bildungswerke Stuttgart, Rems-Murr und des Evangelischen Bildungswerks Stuttgart den Fokus auf die kleineren Kapellen und Andachtsräume, die normalerweise nicht oder unregelmäßig geöffnet sind. Das Projekt hat damit zum KOMMEN in die Räume eingeladen, die sonst ihren Platz in bestimmten Lebenssituationen haben.

Mit folgendem Text wurde zum Besuch von knapp 30 Kapellen und Andachtsräumen eingeladen: Neben den großen Kirchen, die in unserem Stadtbild markant und sichtbar sind, gibt es in unserer Stadt auch viele kleine Kapellen, Andachts- und Gebetsräume, zum Teil sogar ziemlich versteckt und doch mitten im Leben: in Krankenhäusern und Hospizen, in Ordenskonventen und Bildungs-

einrichtungen. Für die Menschen, die an diesen Orten leben, wirken und einfach da sind, sind diese Andachtsräume oft wichtige Räume. Wir wollen diese Orte der Einker und des Gebets an diesem Tag etwas aus dem Schatten heben und laden ein, sie zu besuchen.

Das Angebot reichte von der bloßen Öffnung der Räume am „Tag des offenen Denkmals“ über eine personelle Präsenz für die Besucherinnen und Besucher der Orte bis hin zu einer begleiteten Fahrt zu einer Auswahl von Kapellen und Andachtsräumen. Bei dieser Exkursion gab es neben Informationen zu den Räumen auch ein intensives Gesprächsangebot mit Vertreterinnen und Vertretern der Institutionen und Einrichtungen, denen die Räume gehören. Der hohe organisatorische Aufwand dieser Rundtour ließ allerdings nur eine begrenzte Teilnehmerzahl zu.

Geworben wurde für den Tag durch einen Flyer, der im Stadtplan von Stuttgart die Orte anzeigt und einzelne Aktionen beschreibt. Auf diese Weise wurde auch das Netz dieser Orte visuell erfassbar.

In wie weit ist diese Aktion ein kirchenraumpädagogisches Angebot? Zunächst einmal ist darauf hinzuweisen, dass Räume geöffnet werden, die normalerweise der Öffentlichkeit nicht zugänglich sind. Das entspricht dem Prinzip des „Tags des offenen Denkmals“, ist aber normalerweise kein Prinzip der Kirchenraumpädagogik. Wo sich die Anliegen vielleicht gut treffen ist die Tatsache, dass nicht die (kunst-)historische Bedeutung allein als Auswahlkriterium gilt und auch die Kirchenraumpädagogik dazu einlädt, alle Kirchen zu erschließen.

Ein zentrales Anliegen der Kirchenraumpädagogik ist, den Raum und die Besucherin und den Besucher in einen Dialog zu bringen. Vergleicht man dies mit dem Ziel des „Tages des offenen Denkmals“, dann lässt sich sagen, dass bei dieser Aktion der Raum den Besuchern nicht ganz so nah kommen soll. Denn nicht nach der Bedeutung historischer Stätten für das Leben einzelner Men-

schen wird gefragt, sondern es soll dafür sensibilisiert werden, dass historische Gebäude durch die Gesellschaft gepflegt und erhalten werden. Die Öffnung der Räume ist dazu ein wichtiger Schritt. Wird aber damit nur die Neugier befriedigt, hinter eine sonst verschlossene Tür zu schauen, ist noch nicht unbedingt der Dialog zustande gekommen, den die Kirchenraumpädagogik initiieren möchte.

In verschiedener Hinsicht entspricht das Angebot „Versteckte Andachtsräume“ den kirchenraumpädagogischen Grundprinzipien.

Zum einen ist die Auswahl der Räume darauf ausgerichtet, Kapellen und Andachtsräume ausfindig zu machen, die einen besonderen Sitz im Leben haben. Ein Abschiedsraum in einem Krankenhaus oder in einem Bestattungshaus führt unweigerlich zur Frage des Umgangs mit Tod und Abschied und stellt diese Frage auch an jede und jeden einzelne/n, wie sie oder er mit dieser Frage selbst umgeht.

Die unterschiedlichen Aktionen an verschiedenen Orten zeigen ein sehr breites Spektrum auf: neben der Öffnung werden Führungen und Gespräche angeboten. Zum Teil gibt es auch gottesdienstliche Angebote, die noch einmal eine andere Begegnung mit dem Raum ermöglichen als die reine „Besichtigung“.

Im Rahmen der Rundfahrt wird in besonderer Weise der Sitz im Leben an einigen ausgewählten Orten gestaltet, wenn Personen anwesend sind, die den Ort im Alltag erleben und nun als Gesprächspartner oder Gesprächspartnerin zur Verfügung stehen. Sie berichten nicht nur von der Geschichte und den architektonischen und kunsthistorischen Aspekten der Räume, sondern erzählen auch über das Leben, das normaler Weise in diesen stattfindet. Damit wird eine weitere Dimension erschlossen, die in den Gesprächen sehr viel Raum einnimmt.

Das Angebot der Rundfahrt wurde so stark nachgefragt, dass es mehrfach hätte angeboten wer-

den können. Dies macht deutlich, dass die angebotene Intensität, die bei einer Tagestour nicht unerheblich ist, durchaus erwünscht ist. Sehr berührend ist es, wenn einige Teilnehmende dieses Angebot dazu nutzen, um sehr konkret ihr eigenes Leben einzubringen. Manche besuchen auf der Tour einen Raum, der Teil des eigenen Lebens war, etwa in einer pädagogischen Einrichtung; anderen dient die Begegnung mit dem Abschiedsraum im Bestattungsinstitut auch der Vorbereitung auf den eigenen letzten Weg.

Hinsichtlich des Umgangs mit Räumen der Andacht und des Gebets aus kirchlicher Sicht darf bei diesem Projekt eine Besonderheit nicht unerwähnt bleiben. Kirchen sind gewöhnlich in der Trägerschaft von Kirchen. Dies ist bei Kapellen und Andachtsräumen nicht immer selbstverständlich. Indem die kirchlichen Bildungswerke bei dieser Aktion bewusst auch Orte einbezogen haben, die nicht in kirchlicher Trägerschaft sind, wird deutlich, dass sich auch kirchlicherseits der Blick hier weiten kann und muss, wenn das GEHEN zu den Menschen als Auftrag ernst genommen wird.

PLAYING ARTS

Eine Form ästhetischer Bildung

Robby Höschele

Was klingt an, wenn man den Begriff PLAYING ARTS hört oder liest? Das deutsche Wort „Spiel“ – zumindest eine Facette davon: schöpferisch-experimentierendes, entdeckendes und gestaltendes Spiel. Und das Wort „Kunst“, besser: die Künste – gemeint sind die verschiedensten künstlerischen Felder, deren Berührungen untereinander und deren Überschneidungen und Mischungen. Wenn beide Sphären in ein anregendes und offenes Zusammenspiel gebracht und individuell-eigensinnig angefüllt werden, dann ist damit der Begriff PLAYING ARTS angebracht. Dahinter verbergen sich kein feststehendes, fertiges Konzept und kein vorgegebenes Rezept. Es kann sich vielmehr ein Raum eröffnen, ein Spielraum, ein Experimentierraum, ein Erfahrungs- und Gestaltungsraum. Grundlage ist meist das so genannte Impulsfeld. Damit beginnt es und es lassen sich einige Merkmale von oder Orientierungen für Prozesse im Sinne von PLAYING ARTS formulieren.

Es beginnt mit dem Impulsfeld

Ausgangspunkt kann ein Thema (z.B. eine Spielfeld-Performance bei einer Fortbildung), ein Vorhaben, ein Anlass (z. B. als „Atelier“ in einer Kirche über die Pfingstfeiertage) oder ein Material (Tape/Klebeband als Spiel- und Gestaltungsmaterial) sein. Assoziativ und systematisch werden beispielsweise gesucht und für das Impulsfeld eingesammelt: Verwandte Themen, Kunstbeispiele, geeignete Materialien, Anregungen, Informationen u.v.m.

Die Resonanz der Teilnehmenden entscheidet darüber, wo und wie jemand einen „ersten Faden“ aufgreift.

Ein eigenes Vorhaben

Aus dem ersten Versuch wachsen weitere, oder er scheitert und wird beendet. Nie sind in einer Gruppe wirklich alle in gleicher Weise an den einge-

spielten Impulsen interessiert, nie sind die Spiel- und Experimentier-Rhythmen der einzelnen von gleicher Dauer oder gar synchron. Deshalb sind in den Ablauf solcher PLAYING-ARTS-Prozesse, wenn möglich, selbst Spielräume eingebaut.

Ein Projekt entsteht und wird mit anderen geteilt. Egal ob eine Stunde oder eine Woche Zeit ist, was sich ereignet und was entsteht, wird mit anderen geteilt. In kleinen Teams tauschen sich die Teilnehmenden darüber aus, was einen reizt und antreibt, was entstanden ist oder was verworfen wurde – miteinander geteilt wird auch, wenn ein Weg nach einer Sackgasse aussieht. Es wird diskutiert, erwogen, vorgeschlagen.

Danach wird weiter probiert, abgezweigt, neu angesetzt, vertieft, zugespitzt, verdichtet.

Es ist gut, wenn Prozesse lange offen gehalten werden können und nicht gleich an Ziele oder Absichten gebunden werden. Wenig interessant ist oft, wenn man zu Beginn schon weiß, was am Ende entstehen soll. Solche Vorhaben eignen sich nicht, „Playing Arts“ genannt zu werden.

Etwas hat sich herausgebildet und wird gezeigt

Es geht bei PLAYING ARTS-Prozessen nicht darum, Kunst zu produzieren. Das entlastet meistens sehr. Andererseits entstehen in vertieften Prozessen immer wieder auch Artefakte, die von einer beeindruckenden Ausstrahlung sind. Wie auch immer, es geht weniger um fertige Produkte als mehr um Momentaufnahmen schöpferischer Entwicklungsprozesse, in denen Einzelne vielleicht viel riskiert haben.

Drei Beispiele aus der PLAYING ARTS-Praxis

EINS: Ein Werkstatt-Tag in der Stuttgarter Jugendkirche mit fast 20 Jugendlichen. Das Thema „unterwegs“ war gesetzt. Ich wollte etwas Neues versuchen. Jede Person hatte eine leere Hartfaserplatte. Mit Kabelbindern als Hilfsmaterial soll ein gebäudeartiges Gebilde entstehen – eine Art Hütte für unterwegs. Nach dem ersten Auf- und Abbau der noch rohen und nackten Platten färbten die Jugendlichen eine Seite ihrer eige-

nen Platte monochrom in einer Farbe. Zweiter Aufbau. Ein völlig anderes Gebilde entsteht. Und wird wieder abgebaut. Die zweite, noch leere Fläche der Tafel gibt Platz für eine Textcollage, geschrieben mit Klebeband, entnommen aus einem gelese- nen Unterwegs-Text und aus einem Miniaturfo- to von sich selbst in selbst gewählter Körperhaltung. Viele Jugendliche wählen dafür aber die farbige Seite der Platte. Ein dritter Auf- bau. Erneut entsteht etwas ganz Neues.

ZWEI: Aus Spiellust fotografiert S. im Sommer über viele Tage immer nur ganz blauen Himmel. Hunderte Fotos entstehen. Das Blau fasziniert in seiner feinen Vielfalt. Er lässt Papier-Abzüge anfer- tigen und verteilt in einer Gruppe stattliche Stapel davon – was kann entstehen, wenn sich sein Spiel und das Spiel anderer kreuzt. Mir überlässt er auch einige Stapel. Ich verteile sie ebenfalls in ei- ner Gruppe, zeige aber vorher – die blaue Farbe ist für mich die Brücke – einen kurzen Beitrag über eine aktuelle Ausstellung mit Scherenschnitten von Henri Matisse. Ein Teilnehmer schneidet da- raufhin einen Tag lang aus den himmelfarbenen Fotoabzügen kleine Blaufiguren und setzt sie im öffentlichen Raum aus.

DREI: Während der Fortbildungsreihe PLAYING ARTS-Laboratorium gab es auch ein so genanntes Lab „Spielfeld Performance“. Ein Bett mit Rost und Matratze, einem weißen Leintuch und einem weiß überzogenen Bettzeug stand zur Verfügung. Die Teilnehmerin A. sah in den weißen Tüchern wun- derbare Projektionsflächen. Sie wollte Fotos von sich aufs Bett projizieren, sich erneut ins Bett be- geben und ein weiteres Mal fotografiert werden: das Bett, die Projektion von sich und sie selbst in eigensinniger Weise ineinander verwoben. Es ist unglaublich, welche performativen Ideen allein durch die Spiellust der Teilnehmenden, einigen Kunstbeispielen – gezeigt in „direkter Zusammen- hanglosigkeit“, dem Möbelstück Bett und der do- minierenden Farbe Weiß möglich waren.

Das lässt sich hier vielleicht nur erahnen: neben der großen Breite der bearbeiteten Themen, wer- den vielerlei Arbeitsformen, Medien und Materia- lien einbezogen: Bild, Objekt, Installation, Perfor-

mance, Fotografie, Video, Web, Soziale Aktion usw. Und bei all dem – so berichten viele – haben Teil- nehmende meist einen erweiterten Zugang zur Sphäre der Künste gewonnen, eine besondere Art der Berührung mit Kunst und der Begegnung mit Künstler_innen (real oder medial), Offenheit, Neu- gier, eine gewisse Lust, vielleicht auch freche Ide- en für das eigene Spiel. Bei PLAYING ARTS folgt man keinen festgelegten Lernwegen, man gestal- tet sie weitgehend selbst.

PLAYING ARTS ist als Form ästhetischer Bildung ein Beitrag zur Entfaltung schöpferischer Kräfte in vielen Lebens-, Arbeits- und Gestaltungsbereichen und dabei völlig altersunabhängig.

Seit Anfang der 2000er Jahre hat sich gezeigt, dass PLAYING ARTS als ästhetisches Experimentierfeld auch eine innere Brücke zu Experimentierfeldern in Kirchenräumen schlagen kann. Durch den Be- zug zum Phänomen Spiel als Bewegung des Men- schen, sich die Welt zu erschließen, berührt PLAY- ING ARTS spirituelle Dimensionen. Umgekehrt hat PLAYING ARTS durch theologische und kirchen- räumliche Bezüge die spirituelle Dimension des Spiels weiter ausgebaut.

In PLAYING ARTS-Prozessen kann das lustvoll Ver- gnügliiche, wie das widerlich Zerstörerische des all- täglichen Lebens aufgegriffen werden. Eine selbst- bewusste Haltung (und Bewegung), die sich nicht mit dem „Zu-geteilten“ zufrieden gibt, sondern sich ihren Teil nimmt und ergreift, dazu ermuntert PLAYING ARTS. Dabei ist aber nicht allein das Eige- ne/Eigensinnige interessant, sondern ebenso die offene Vernetzung mit Anderen und Fremdem.

PLAYING ARTS ist zwar ein Oberbegriff für ästheti- sche Praktiken, aber das originelle Verwandeln von Vorhandenem, von Gewöhnlichem und längst Bekanntem im eigensinnigen Spiel, das strahlt in alle Lebensbereiche aus. Das kann gut und gerne als ein Teil von Lebenskunst aufgefasst werden und führt hinein in die Möglichkeitsräume des Le- bens. Dazu gehört dann z. B. auch die Lust, Dinge, Erfahrungen, Gedanken, Entdeckungen, Vorfind-

lichkeiten miteinander in Beziehung zu setzen, die nicht unbedingt und sofort etwas mit einander zu tun haben – sozusagen Bezüge zu schaffen, die nicht „auf der Hand liegen“.

Quellenangabe

SPIRIT NOW – Performance zu Pfingsten, Hrsg.: Prof. Dr. Thomas Erne, Petra Dais u.a., 2013, Fortbildungsreihe Playing Arts-Laboratorium (nächster Beginn voraussichtlich Ende 2015) und das jährliche Playing Arts-Atelier.

www.ejw-exbi.de

JUGEND-KIRCHEN-RÄUME – Magazin für mehr Jugendkirche in Kirchenräumen, Hrsg.: Petra Dais und Robby Höschele, 2013, Stuttgart



Wie aus der Kirche St. Maria ein Weihrauchtempel wurde Ein Praxisbericht

Alexandra Jorger-Marhabi

Am 11. und 12. Februar 2011 wurde in St. Maria, Stuttgart, der „Weihrauchtempel“ realisiert; eine Kooperation der keb Kath. Erwachsenenbildung Diozese Rottenburg-Stuttgart und den keb-Einrichtungen von Ludwigsburg und Rems-Murr gemeinsam mit dem Kath. Bildungswerk Stuttgart. – Es handelte sich um eine innovative Veranstaltung, die im Bereich Spiritualität-Kunst angesiedelt werden kann, konzipiert (auch) für Menschen, die nicht als kirchennah apostrophiert werden können.

Die Veranstaltung, die an zwei Abenden von 18 bis 22 Uhr stattfand, setzte sich aus drei Elementen zusammen:

Element 1: Eine Performance von Musik und Licht. Besonders eindrucksstark war eine Performance von Licht und Saxophon am Freitag bzw. Licht und Orgel am Samstag. Der Lichtkünstler Kurt Laurenz Theinert zauberte mit seinem „visual piano“ Farbe, Formen, Bewegung in den neogotischen Kirchenraum und ermöglichte es, gleichzeitig mit den Projektionen die Pfeiler, Gewölbe und Flächen „abzutasten“. Theinert improvisierte dabei seine Lichtkunst zur Life-Musik der Saxophonistin Nikola Lutz und des Organisten Ulrich Zimmerle.

Die Wirkung der Lichteffekte zusammen mit der modernen Life-Musik, aus der starke Dynamik-Schwankungen entstanden, war enorm. Diese halbstündigen Improvisationen wurden zu jeder vollen Stunde wiederholt.

Element 2: Umdeutende Neuinszenierung des Kirchenraums durch zusätzliche „Requisiten“ (u. a. Marienaltar, Beichtsthle, Textprojektion auf Altar). Ein Ziel des Konzeptes war, den Kirchenraum zu verfremden und dadurch besonders „in Szene“ zu setzen. So projizierte ein Beamer spirituelle Kurztexte auf die Frontseite des Altars, z. B. Gebete aus

verschiedenen Religionen. Das strahlende Blau der Hintergrundfarbe ließ den weißen Marmoraltar magisch blau aufleuchten.

Hollywood-Schaukeln, die im Altarraum standen, sollten die Besucher in Bewegung versetzen; und zwar an einen Ort einladen, an dem sonst gewöhnlich der Priester agiert.

In der „Mariengrotte“ (einer Marienkapelle) standen mit Sand gefllte Aluminiumgefe (Blumen-bertpfe) für die dünnen Bienenwachs-Kerzen, die als Eintrittskarten ausgegeben wurden; auf davor stehenden Sitzscke konnte man es sich bequem machen und das visuelle Klang- und Dufterlebnis genießen.

Element 3: Weihrauch

Schon vor der Kirche, besonders aber in der Kirche, waren an verschiedenen Orten Weihrauchschalen und -fer verteilt, die einen üppigen Weihrauchduft verstrmten.

Der Weihrauch wurde besonders vor der Kirche und im Vorraum produziert, so dass man wie durch einen Weihrauchvorhang ins Innere der Kirche trat. In der Kirche musste die Weihrauch-Produktion beschränkt bleiben, weil die Künstler darum gebeten hatten: Die Saxophonistin musste Rücksicht auf ihre Gesundheit nehmen, der Lichtkünstler sah sein Projektionskonzept durch die ebenfalls reflektierenden und damit die Raumstruktur tatsächlich erheblich verunklrenden Rauchschwaden zu stark beeinträchtigt).

Um das Klang-Duft-Erlebnis möglichst lange genießen zu können, wurden an besonders verforrene Teilnehmende Fleecedecken und Wärmflaschen bereit gehalten.

Wie war es zu dieser ungewöhnlichen Veranstaltung gekommen?

Am Anfang war die Auseinandersetzung mit der Sinus-Milieu-Studie und das Bewusstsein: Kirchliche Erwachsenenbildung erreicht primär kirchennahe Personengruppen. Der Reiz und die Notwendigkeit, daran etwas zu ändern, führte ein paar Interessierte zusammen, die sich der Herausforde-

rung stellten: Konzipiert eine spirituelle Veranstaltung für das Milieu „Moderne Performer“! – Heraus kam der „Weihrauchtempel“.

Zur Durchführung:

Der Samstag war viel besser besucht als der Freitag. Es wurde deutlich, dass es sich lohnt, das Angebot auch noch später am Abend anzubieten; die Zeit könnte man, insbesondere im Sommer, bis Mitternacht verschieben.

Trotz Wärmflaschen, Fleecedecken und frischem Pfefferminztee war die Veranstaltung im Februar eine kalte Angelegenheit. Eine Jahreszeit, in der man auch den Vorplatz der Kirche für Imbiss etc. nutzen könnte, wäre besser.

Der personale, finanzielle und zeitliche Einsatz war natürlich größer als bei eingespielten Kulturveranstaltungen von bekanntem Format. Der Erkenntnisgewinn aber auch:

Wer neue Zielgruppen gewinnen möchte, muss neue Veranstaltungen konzipieren; zugeschnitten auf deren ästhetische Neigungen und Bevorzugen, Sprache, spezifische Formen der Spiritualität. D.h.: Wer neue Zielgruppen gewinnen möchte, begibt sich auf unbekanntes Terrain.

Tatsächlich gekommen zum „Weihrauchtempel“ ist ein heterogenes Publikum: Es war nicht möglich, die Teilnehmenden einem einzigen Milieu zuzuordnen. Es war eher ein Gemisch aus drei Milieus. Nämlich aus, um die Typisierung der Sinus-Milieu-Studie zu übernehmen, aus darin so genannten Experimentalisten, Modernen Performern, Etablierten. Auf jeden Fall handelte es sich um ein kunstinteressiertes, akademisches Publikum mit großer Offenheit.

Auch wenn das Publikum nicht aus „lupenreinen“ Modernen Performern bestand (das hatten wir abweichend von unserer ersten Zielformulierung bald auch nicht mehr erwartet), so konnte mit

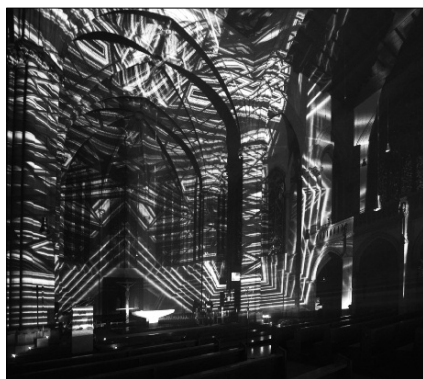
dem Weihrauchtempel neues Publikum angesprochen werden.

Die Idee, bei der Konzeption von Veranstaltungen bestimmte Milieus ins Visier zu nehmen, ist also auf jeden Fall wichtig, um damit die Veranstaltung zu „profilieren“.

Die Recherche der Milieueigenschaften hatte als mentale Einstellung eine hohe Wertschätzung der Sakralräume ergeben, insbesondere von Kirchen mit traditioneller Architektur. Dies legte eine Spur bei der Konzeption der Veranstaltung.

In der Regel dient der Kirchenraum entweder dem Gottesdienst und klassischen musikalischen Veranstaltungen wie Orgelkonzerten o.ä.. Sakralräume sind reich an architektonischen Besonderheiten, die darauf warten, „wach geküsst“ zu werden: Farbige Glasfenster, Säulen, Altarraum, Beichtstühle, Krypta, ... Diesen reizvollen Raum auch anders zu füllen bzw. zu nutzen, war eine der konzeptionellen Herausforderungen.

Das Christentum hat ein unglaubliches ästhetisches Potential, das wir in unseren Veranstaltungen selbstbewusst und kreativ nutzen können, um den kulturellen und spirituellen Reichtum immer wieder neu aufleben zu lassen.



Neugier auf Kunst und Natur
Erwachsenenbildung mit Bewegung, Musik und
Spiritualität
Margot Lieth

*Neugierig die Welt bestaunen,
ob menschengemacht oder gottgemacht.
Lauschen auf der Seele Raunen.
Singen, wie das Herz dir lacht.*

Mit diesen Zeilen habe ich die Bereiche zusammengefasst, die meine Angebote in der Katholischen Erwachsenenbildung berühren: Kultur, Geschichte und Kunst, Natur, Spiritualität und Musik. Sie sind in unterschiedlichem Maße integriert in Wanderungen und Tagesfahrten. Musik speziell stand im Mittelpunkt eines Fortbildungsmoduls im Rahmen der Kirchenführer Ausbildung. Meine Angebote gestalte ich mehrschichtig entsprechend meiner beruflichen Qualifikationen als Musiklehrerin und Musikwissenschaftlerin mit Fortbildungen in der Kirchenpädagogik, Wander- und Naturpädagogik und meditativem Tanz sowie mit Kenntnis verschiedener Meditationstechniken. Wanderungen biete ich an in der Reihe „Orte der Weisheit und Kraft“ im Rahmen der keb Rems-Murr. Diese Reihe löst seit 2013 die vormalige Reihe „Kirchgänge“ ab, deren Zielsetzung vorwiegend die kunsthistorisch geführte Besichtigung verschiedener Kirchen im Verlauf von Spaziergängen war. Meine Wanderungen sind in der Regel Tageswanderungen mit Strecken von 10 bis 15 Kilometern. In der Regel wird mindestens eine Kirche mit Führung besucht, wobei das nicht immer historisch bedeutende, im Sinne von „alten“ Kirchen sind. Mein Anliegen ist es unter anderem, Teilnehmern einen Zugang zu den Ausdrucksmitteln der moderneren Kunst in Kirchen und im Kirchenbau zu vermitteln. Neben den sakralen Orten können aber auch andere kulturhistorische Objekte Zielpunkte sein, wie etwa Schlösser, Dörfer, Brunnen, Steinkreuze, etc. Landschaftsformationen und deren Entstehung, die wirtschaftliche Nutzung der Umgebung, Bio-

tope, Baumarten, Insekten u.v.m. können Phänomene sein, auf die die Teilnehmenden während der Wanderungen ebenfalls aufmerksam gemacht werden. Das eine oder andere naturpädagogische Spiel sorgt dabei auch unter Erwachsenen für zusätzlichen Spaß am Lernen. Die gezielte Hinführung zu ganz bestimmten Naturphänomenen mag dem Mangel einer Fähigkeit entgegenwirken, die viele Menschen unbewusst spüren. Es ist die Fähigkeit, die unmittelbare natürliche Umgebung nicht nur zu genießen, sondern sie auch im Detail wahrzunehmen, Zusammenhänge zu erkennen und beides zu schätzen.

Die Natur genießen und schätzen kann allein sicherlich als ein spiritueller Akt erachtet werden. Darüber hinaus jedoch plane ich in der Regel noch andere spirituelle Elemente für die Wanderungen mit ein. Solche waren bisher das Gehen in der Stille auf bestimmten Abschnitten der Wanderstrecke, wo die Natur besonders beeindruckend war, sowie der Einsatz von Liedern und thematisch sinnvollen Texten. Elemente wie Übungen für Körper- und Sinneswahrnehmung sowie geführte Meditationen möchte ich in Zukunft ebenfalls einbeziehen.

Explizit „spirituelle Wanderungen“ biete ich über die keb Ludwigsburg an. Dazu wähle ich Strecken von maximal 10 km Länge mit möglichst wenig Steigung. Unterschiedliche Beschaffenheit der Wege durch möglichst viel Natur ist mir dabei wichtig. Die Wegstrecke samt allen Aktivitäten nimmt den größeren Teil eines Tages in Anspruch. Integriert werden Atem- und Körperübungen, besinnliche Texte, Singen, meditatives Tanzen an Zielorten, geführte Wahrnehmungen von Naturphänomenen, abschnittsweise Gehen in der Stille und eine Meditation.

Tagesfahrten zu kunsthistorisch bedeutsamen Zielorten im Umkreis von maximal 150 km um Stuttgart herum biete ich über das Katholische Bildungswerk Stuttgart an. Neben Besichtigungen mit Führungen meist durch Kundige vor Ort sind auch Musikbeiträge feste Bestandteile im Tagesablauf. Diese trage ich selbst entweder allein oder zusammen mit einem anderen Musiker vor. Die Musikstücke sind durchweg inhaltlich auf die zu

besichtigenden Objekte abgestimmt und unterstreichen oder bereichern die jeweils durch Sprache vermittelten Informationen. Als ein Beispiel möchte ich die Fahrt zu drei oktogonalen Kirchen im Taubertal erwähnen. Das übergeordnete Thema „Die Beziehung zwischen Orient und Okzident im Mittelalter“, war durch die Annahme motiviert, dass die Bauten von den jeweils ortsansässigen Adligen nach unversehrter Rückkehr von Kreuzzügen gestiftet worden waren. Ein syrischer Musikkollege und ich begleiteten die Führungen in den drei Kirchen jeweils mit Liedern aus dem Mittelalter und mit klassischer orientalischer Musik.

Das Seminar-Modul „Musik in Kirchenbau und Kirchenführung“, durchgeführt im Rahmen der Kirchenführerausbildung am 12.10.2012 zusammen mit Emanuel Gebauer, war folgendermaßen ausgeschrieben: „Im Mittelalter war Musik ein Element des 'Quadrivium' der Freien Künste und darin unmittelbar verbunden mit Geometrie, Arithmetik und Astronomie. Im geplanten mittelalterlichen Kirchenbau steckt also immer auch Musik. In diesem Seminar gehen wir nicht nur den theologischen Grundlagen dieses Zusammenhangs nach, sondern versuchen auch, das Element der Musik quasi wieder aus dem Raum heraus zum Klingen zu bringen. Es werden Methoden für die eigene Praxis der musikalischen Kirchenraumschließung vorgestellt, sowohl für Interessierte mit als auch für solche ohne musikalische Vorkenntnisse.“ Das Seminar fand im Gemeindezentrum der Ev. Kirchengemeinde in Markgröningen sowie in deren Bartholomäuskirche statt.

Herrn Gebauers Einführung in Zahlen sowie Maß- und Harmoniegesetze im mittelalterlichen Kirchenbau setzte ich fort mit Erläuterungen zur Proportion im harmonischen Klang und zeigte, wie die Verhältnisse der ersten Teiltöne eines Klanges zueinander eben jenen Proportionen im Kirchenbau entsprechen, und wie die Intervalle zwischen den ersten Teiltönen, denen der Quinte, Quarte und Terzen, bestimmend waren bei der Entwicklung der Mehrstimmigkeit im Mittelalter.

Im praktischen Teil der Fortbildung hatten TeilnehmerInnen Gelegenheit, selbst Erfahrungen mit

der Akustik einer großen mittelalterlichen Kirche am Beispiel der Bartholomäuskirche zu machen; dies geschah durch den Einsatz der eigenen Stimme und mit den von mir zur Verfügung gestellten Schlaginstrumenten verschiedenster Art. Als Anregungen für den Einsatz von Musik während einer Kirchenführung stellte ich unterschiedliche Aufgaben zur Auswahl, die in verschiedenen Kleingruppen sehr kreativ ausgeführt wurden.

Die gemeinsame Rückschau am Ende des Seminartages mit den TeilnehmerInnen machte einen Unterschied zwischen den Erwartungen im Vorfeld und den Erfahrungen bis zum Ende des Seminars deutlich: Das Seminar habe zwar viele neue Kenntnisse gebracht und war für manche TeilnehmerInnen durchaus inspirierend, doch viele hatten eine Antwort auf die Frage erwartet „Welche Musik passt zu ‚meiner‘ Kirche?“ Ich könnte mir vorstellen, hierauf zukünftig mit einem differenzierteren Angebot näher einzugehen und dieses weiter zu entwickeln.

Eine grundsätzliche Reflektion über meine Angebote innerhalb der Katholischen Erwachsenenbildung erscheint mir im Sinne einer Zusammenfassung angebracht: Ich leite Erwachsene, entweder selbst oder durch Einbeziehen anderer Referenten, hin zu persönlichem Erkennen, zu ein wenig mehr Wissen auf den Gebieten Kultur, Geschichte, Kunst, Musik und Natur. Dies mag bei weniger vorgebildeten TeilnehmerInnen zu einer verfeinerten Wahrnehmungsfähigkeit und bzw. oder zu einem etwas besseren Kunstverständnis führen. Darüber hinaus rege ich an zur körperlichen Betätigung und zur meditativen Praxis. Da dies alles in einer sich bewegenden und dadurch zu Austausch anregenden Gruppe geschieht, ist nicht zuletzt auch der Aspekt der Gemeinschaft für diejenigen Teilnehmer der Kern, die älter sind und alleine leben, ein wichtiger Motivationsfaktor für die Teilnahme.

Würfe nach dem verlorenen Paradies Zur Begegnung von Kunst und Religion in der (Erwachsenen-) Bildung

Michael Krämer

1. Warum?

Wieder war Adam traurig, und wieder sprach Eva ihm zu: – Siehe, du weißt nicht, was mit dem Stein geschehen ist. Fürchte dich nicht, behaue einen neuen Stein, gib ihm das Zeichen unseres Wunsches und schleudere wieder. – Adam tat, wie Eva ihm geheißsen. Er tat es noch oft und tat es immer, wenn ihn die Trauer auf seinem Felde verzehrte. So hat Adam, der Legende nach, den Brief erfunden, und der erste Brief war ein versuchter Wurf nach dem verlorenen Paradies. (H.G. Adler, Die unsichtbare Wand, 1989)

Kaum nutzte der Mensch seine Hände zu anderem als damit zu kraulen oder zu töten, zu sammeln und zu ernten, was er nicht gesät hatte, und zu essen, da entstanden – vielleicht wirklich „unter der Hand“ – kleine Objekte, Figurinen, Flöten, verblüffend ausdrucksstarke „Löwenmenschen“ oder dralle Frauengestalten, die offensichtlich bedeutungsbeseelt waren. Womöglich waren sie ebenso wie die Bemalungen von Höhlenwänden oder Steinritzungen magisch aufgeladen und hatten so ihren Ort im Nützlichkeitsgefüge des Alltags. Vielleicht hatten die Künstler ihrer Zeit im Material von Höhlenbuckel, Röhrenknochen oder Stein die innewohnende Gestalt entdeckt, wie später angeblich Michelangelo im Marmor das Pferd sah, das es nur noch freizulegen gelte.

Doch warum nutzten Menschen auch in jenen materiell wohl eher prekären Zeiten – vor zum Teil mehr als 35.000 Jahren – ihre Lebenszeit, um dergleichen zu verfertigen, statt zu essen, zu sammeln oder zu lieben?

Zugegeben: Alles, was sich darüber heute sagen ließe, müsste Spekulation bleiben. Wir können Vermutungen anstellen, aber wir wissen es nicht.

Und alle Vermutungen sind notwendig infiziert von heutigen Vorstellungen über Kunst.

Vor mehr als 200 Jahren nannten Herder und Hamann Dichtung die „Muttersprache der Menschheit“. Und tatsächlich waren die ersten Worte, die zwischen Menschen Verständnis weckend hin und her flogen, die etwas bis dahin Unbenanntes zu benennen wussten, Dichtung: Nie zuvor gehört, gleichzeitig das Miteinander wie die Welt ordnend und damit der eigenen Verortung in der Welt dienend. Sie lösten den Menschen aus einer ursprünglichen bewussten, später vielleicht als paradiesisch beschriebenen Naturverbundenheit. Sie erst ließen Menschen bewusst werden, dass sie endlich und sterblich sind und ließen ihnen das Jahrmillionen alte Werden und Vergehen in der Natur als persönliche Katastrophe erscheinen. Angst und Scham kamen in die Welt. Die Bibel beschreibt das im Buch Genesis als „Erkennen der eigenen Nacktheit“: Lieben und Sterben hatten ihre Selbstverständlichkeit verloren.

Offensichtlich kreist menschliches Denken und Handeln seit jenen Zeiten auf unterschiedlichste Weise darum, diese größte Katastrophe der Menschheit, ohne die es diese Menschheit allerdings auch nicht gäbe, aufzuheben und sich auf einer neuen Ebene mit ihr zu versöhnen. Für den Versuch der Versöhnung steht die Religion bzw. ursprünglich das Ritual/der Mythos, samt der daraus entwachsenden Philosophie; für die Aufhebung stehen Wissenschaft, Technik und Kunst. Und beide Bereiche gehören zumindest von ihren Anfängen her zueinander.

Die kleine Legende, die H.G. Adler in seinem 1989 erschienen Roman „Die unsichtbare Wand“ erzählt, weiß um all das: Adam bebaut sein Feld, er betrauert seine Sterblichkeit und über die Trauer wird er gar handlungsunfähig. Eva erkundigt sich nach dem Grund der Trauer. Und das Sprechen, das Miteinandersprechen ist der Anfang neuer Handlungsfähigkeit, die aus dem Miteinander entsteht.

Die „Vertreibung aus dem Paradies“ ist vor allem eine Vertreibung in das Wissen um die eigene Sterblichkeit. Adam gewinnt mit Evas Rat seine Handlungsfähigkeit zurück. Der „Herr“ in dieser Legende, der vordergründig den biblischen Gott meint, ist analytisch gesprochen ein Überich-Anteil Adams, mit dem er sich handelnd auseinandersetzt. Schrift und Schreibwerkzeug werden erfunden, der Adressat aber bleibt unerreichbar. Adam sieht nicht den behauenen Stein zu Boden fallen, er hört nicht, wann der Stein sein Ziel erreicht.

Der oben wiedergegebene Teil dieser Legende setzt an dieser Stelle ein. Bemerkenswert ist die Aufforderung Evas an Adam „Fürchte dich nicht!“. Diese Aufforderung hat biblisch dort ihren Ort, wo das/der Heilige erscheint, der Engel des Herrn oder Gott selbst. Denn nach Rudolf Otto ist „das ganz Andere“ immer auch tremendum, erschreckend.

In dieser Legende hingegen fordert Eva Adam auf, vor seiner eigenen Trauer keine Angst zu haben. Sie gehört zum Menschsein. Wieder ist es das Miteinander von Mann und Frau, das Furcht und Trauer auflöst und zum Handeln befähigt.

Das Behauen des Steins, das Werfen des behauenen Stein, des „Zeichens“, weist Adam als einen Künstler aus, der seiner Not Ausdruck gibt, der einen Adressaten hat und doch nie wissen kann, ob dieser Adressat erreichbar ist oder erreicht wird.

So wird Kunst in jeglicher Form zu einem immer wiederholten „Wurf nach dem verlorenen Paradies“. Die magisch aufgeladene Kunst mythischer Zeiten mag noch davon ausgegangen sein, dass sie im naiven Sinne wirksam sei, also wirklich erreiche, was sie intendierte. Selbst antike Kunst galt den Menschen seinerzeit noch als Zeugnis realer Anwesenheit der Gottheit im Bild. Ein wenig davon ist in der orthodoxen Ikonenmalerei noch zu finden, die sich als eine Art Fenster zur Transzendenz versteht, der das Heilige unmittelbar innewohnt.

Im Europa der Aufklärung spätestens und danach löste sich die Verbindung von Kunst und Religion auf. Die Emanzipation der Kunst von der Religion, nicht mehr „ancilla theologiae“ sein zu wollen, Magd der Theologie, gab den Künsten neue Möglichkeiten in Darstellung, Ausdruck und Gestalt. Sie befreite sie zum Menschlichen und vertrieb sie gleichermaßen aus dem Haus der Transzendenz. In diesem Kontext steht übrigens auch Adlers Roman, der vor dem Hintergrund der Shoah entstand. Sein 1989 gestorbener Autor war gleichzeitig jemand, der sich als einer der ersten sozialwissenschaftlich mit dem System Konzentrationslager auseinander gesetzt hat, der zugleich selbst ein KZ-Überlebender war.

Je größer der Tod in der Welt wird, umso dringlicher scheinen dennoch solch versuchte Würfe nach dem verlorenen Paradies zu sein. Nur: Warum unternehmen Künstler immer wieder und immer aufs Neue diese versuchten und vergeblichen Würfe?

Dass keine Kunst ein verlorenes Paradies oder ein zukünftiges erreicht, ist jedem Künstler wohl gewiss. Warum also immer wieder diese zum Scheitern verurteilten Versuche? Und warum fasziniert Kunst bis heute immer noch Menschen, obwohl doch Naturwissenschaften und Technik behaupten, viel pragmatischer das Problem der Sterblichkeit und der Ungewissheit über Mensch und Welt angehen zu können? Und warum wissen Künstler trotz all dem bisweilen, dass ein Kunstwerk ihnen gelungen ist?

Vielleicht wäre ohne all diese versuchten Würfe die Frage selbst, die in diesen Würfen steckt, ebenfalls längst verstummt. Vielleicht gehört eben doch das Wissen um die Endlichkeit wesentlich zum Menschsein. Vielleicht verlöre der Mensch sich selbst aus den Augen, ginge ihm diese Frage und die der Frage einwohnende Sehnsucht ebenfalls verloren.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.“ lässt

Goethe seinen Tasso sagen. Nicht retten zu können, aber zu zeigen, dass es der Rettung bedarf – vielleicht war das von Anfang an etwas, das Kunst vermochte – gleichgültig ob unter dem Vorzeichen der Religion oder nicht. Vielleicht waren jene prallen Frauenstatuetten nichts anderes als der Ausdruck der Sehnsucht, mit überbordender Fruchtbarkeit dem Tod ein Schnippchen zu schlagen, vielleicht waren die Höhlenbilder Beschwörungen des Todes und zugleich ein Versuch seiner bildlichen Überwindung.

Die alte Kunst war nicht fiktional. Sie war ein performativer Akt von Wirklichkeitsherstellung. Das gilt für ihre narrativen Urformen wie für ihre bildlichen Gestaltungen. In diesem Sinn war sie mit Religion identisch. Die französische Philosophin Julia Kristeva nennt den Mythos deswegen einen „Genotext“, der sich in einer Fülle von Phänotexten manifestiere (zit. nach Assmann 2014). Das dürfte so mutatis mutandis auch noch auf die religiöse Kunst z.B. des Mittelalters zutreffen.

Gegenwartskunst rettet nicht (mehr), aber sie hält die Frage offen, die Sehnsucht, und das mag ihre wirkliche Verwandtschaft mit der alten Kunst sein, von diesem Punkt aus ziehen sich Verbindungslinien bis an die Anfänge menschlichen Kunsthandelns.

2. Dialog

Ich glaube, der Gedanke, dass es mehrere Arten gibt, einen historischen oder einen literarischen Text zu lesen, gehört zum Konzept der Bedeutung selbst. Dass es Bedeutung gibt, heißt, dass es die Möglichkeit vielfältiger Bedeutungen gibt. In der Bibel äußern sich vier Evangelien zum Verhältnis zwischen der lebendigen Figur Jesu und der Bedeutung, die die Kirche ihm als Christus zugeschrieben hat. Daraus resultieren mehrere Lesarten, die nicht von einer Unfähigkeit zu denken zeugen: Im Gegenteil entfaltet sich darin gerade der Reichtum des enthaltenen Sinns, der nicht anders ausgedrückt werden kann als auf vielfältige Arten. (Paul Ricoer)

Was früher ineinander fiel: Mythos, Religion, Kunst, Dichtung, Ritual, ist längst auseinander gefallen. Als „Kontingenzbewältigungspraxis für handlungsintranszendente Kontingenzen“, wie H. Lübbe das ironisch beschrieb, bleibt Religion auch gegenwärtig für Sterben und Tod zuständig. Allerdings drohen ihr auch hier, wie schon zuvor beim Welt-Erklären, die Naturwissenschaften samt anhängenden Techniken den Rang abzulaufen.

Den Künsten ist der Bereich der sinnlichen Aisthesis, der Wahrnehmung zugewiesen: Sehen, Hören, Fühlen, Sprechen: Das ist ihr Handlungsfeld. Auch hier aber sind Lautsprecher lauter, Fernrohre und Mikroskope schärfer, Fotografien genauer und naturwissenschaftliche Erkenntnisse exakter.

Dass Religion und Kunst immer noch auf Rezeption stoßen, dass sie Menschen bewegen (können), muss entweder ein Phänomen unangemessener Ungleichzeitigkeit sein oder diese Beweggründe liegen anderswo.

Die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod samt den zugehörigen mythisch-religiösen Ausdrucksformen lässt sich die gesamte uns bekannte Menschheitsgeschichte hindurch nachweisen, eingeschlossen – wie man neuerdings weiß – die z.T. parallele Neandertaler-Kultur. Und menschliche Artefakte, die nicht der unmittelbaren Alltagsbefriedigung dienen, lassen sich fast ebenso lange auffinden.

So legt sich der Schluss nahe, dass, seitdem Menschen sprechen gelernt haben und sich also Menschen nennen konnten, Religion und Kunst zur *Conditio humana* gehören. Gleichzeitig wäre der Ort von Kunst und Religion auf der Ebene der Bedeutung gelegen. Die Bedeutung kam spätestens mit dem Sprechen auf die Welt, denn die entstehenden Laute waren nicht mehr einfach Naturlärm, sondern sie gewannen davon ablösbare Bedeutung. Ablösbar war diese Bedeutung im bewussten Sinn aber nur durch den Menschen. Das eben unterscheidet ja das Gesprochene vom Warngezeiter etwa einer Amsel.

Und schließlich stellt sich nun die Frage, ob Menschen nicht mindestens ebenso sehr auf der Ebene der Bedeutung leben wie auf der Ebene des Physischen. Die Ebene des Physischen teilen sie mit allem Leben und Sein – auf unterschiedliche Weise.

Das Reich der Bedeutungen ist ihnen allein Heimat. Und das Reich der Bedeutungen hat immer wieder unmittelbaren Einfluss auf die Welt des Physischen. (Das gesamte Gesetzeswesen beispielsweise gehört dem Reich der Bedeutungen an, seine Wirkung aber reicht bis in die physische Tötung von Menschen.)

An dieser Stelle greift Ricoers Satz, dass es Bedeutung gibt, heiße, dass es die Möglichkeit vielfältiger Bedeutung gebe. Vor einem Bild, einer Skulptur, erst recht beim Hören eines Musik-Stücks ist uns das selbstverständlich. Bei Sätzen hingegen wünschen wir uns Eindeutigkeit. Doch dazu ist Sprache nicht in der Lage.

Kunst wie Sprache umkreisen die Gegenstände ihrer Wahrnehmung und belegen sie mit einer Vielzahl von Bedeutungen. So fallen bald Wahrnehmung und Bedeutungszuweisung (Interpretation) zusammen. Aus der Vielfalt der Bedeutungen erst würde sich etwas über die Wirklichkeit herausfinden lassen. Aber dazu bedarf es der Kommunikation, sinnvollerweise des Dialogs.

Übrigens gibt es auf beiden Feldern, Sprache wie Kunst, auch die bewusste Verweigerung des Bedeutens. Das „Tanderadei“ Walters, Teile der konkreten Poesie, die Abstraktion in bildender Kunst und Musik: Das sind Hinweise darauf. Und gleichzeitig ffnen sie mehr Bedeutungsräume, als jede Konkretion das könnte.

Für Kunst insgesamt gilt jedenfalls, was Chr. Enzensberger (Literatur und Interesse) als Definition von Literatur gibt: Literatur ist, was man interpretieren kann. Kunst wäre demnach etwas, mit dessen Bedeutung man sich je konkret auseinander zu setzen hat.

Die ehemalige Einheit von Mythos-Religion und Kunst erinnert an die Kugelwesen des platonischen Symposions. Nachdem sie auseinander dividiert wurden und sich getrennt haben, weil die bergreifigkeit einer sich selbst reflektierenden Religion im Blick auf eine sich selbst zu reflektieren beginnende Kunst zu groß geworden war, setzte zugleich eine Suchbewegung ein. Und vielleicht ist nun, mit mehr als 250 Jahren Abstand die Zeit und die Möglichkeit da, einander neu zu begegnen, gleichberechtigt und einander zugewandt.

Ein neues Kugelwesen wird dabei wohl kaum entstehen. Allein, es mag doch sein, dass ein Dialog auf der Bedeutungsebene mehr über menschliche Wirklichkeit herausfindet, als einer der beiden Bereiche das je schaffen würde.

Natürlich sind nirgendwo Religion und Kunst im Gespräch. Es sind Menschen, Theologen und Kunsttheoretiker, Künstler und Glaubende, Theologen und Künstler etc., die das Gespräch miteinander suchen können. Entscheidend ist, wie dieses Gespräch aussieht: Im Miteinander von Kunst und Religion haben Macht, Dogma, Ideologie und jedweder Absolutismus kein Hausrecht. Entscheidend wird sein, dass sich diese Gespräche zu emergenten Dialogen entwickeln (vgl. Krämer JB 2010/2011). Der Dialog ist eine Gesprächsform, in der sich die Worte verflüssigen. Das sind nicht unbedingt nur zwei Positionen. Dialog hat mit Zweiheit (griech. dyo) nichts zu tun. „Dia“ bedeutet „hindurch“. Und Emergenz meint hier: Aus all diesen Positionen entsteht etwas Neues, bisher nicht in den Blick Genommenes, vielleicht bisher gar nicht Vorhandenes.

Das aber funktioniert nur, wenn es beiden, wenn es allen Seiten nicht nur um Richtigkeit geht, sondern um Wahrheit. Dabei bleibt die Wahrheit dann allerdings ebenso wenig einholbar, wie das Paradies erreichbar ist. Wahrheit aber wäre, um mit Wittgenstein zu sprechen, das Unsagbare, das sich zeigt, das in diesem Fall im Prozess des Dialogs aufscheint und dennoch nicht zu haben ist.

Das beginnende 19. Jahrhundert hätte vermutlich von „Ahndung“ gesprochen.

3. Orte – Begegnung – Bildung

Im Rückblick auf die letzten Jahrzehnte der Geistes- und Sozialwissenschaften lassen sich diverse „Turns“ ausfindig machen: Der „Linguistik Turn“, der sich auf die Sprache und das Sprechen richtete, der „Iconic Turn“, der spätestens mit dem Aufkommen von Web und Multimedia zu finden ist, und schließlich der „Spatial Turn“, seit dessen Eintritt es nicht erlaubt scheint, irgendeinen Text zu schreiben, in dem nicht wenigstens das Wort Sozialraum, Lebensraum etc. vorkommt.

Auch wenn es in wissenschaftlichen Publikationen oft so aussieht, als löse jede dieser „Wenden“ die jeweils vorausgegangene ab, müssen die Erkenntnisse der jeweiligen Denkrichtungen dennoch gültig bleiben, sollen sie nicht bloß Mode gewesen sein. Dem „Linguistic Turn“ entspricht in diesem Essay die Frage nach der Bedeutung, die mit dem Sprechen in die Welt kam. Im Gespräch mit der Bildenden Kunst kommt die Bilderwende ins Spiel und das Wissen, dass Bilder ebenfalls Bedeutungsträger höchsten Ranges sind (auch wenn ein Bild nicht immer mehr als tausend Worte sagt...). Die Wende zu den Räumen weist nun darauf hin, dass Dialoge nicht in der Luftleere stattfinden, dass es deswegen in diesen Dialogen auch nicht um pure Abstraktionen gehen kann, die wenig lebenssträftig wären, sondern dass es der Konkretion bedarf. Und diese findet eben an bestimmten Orten statt.

Gerade weil aber Lebens- und Sozialräume heutzutage nicht mehr deckungsgleich sind, bedarf es für den Dialog von Kunst und Religion eigens gestalteter Räume, damit Begegnung überhaupt stattfindet. Solange Sozial- und Lebensräume deckungsgleich waren, gab es eben die Kirche im Dorf, das die Dorfbewohner selten verließen. Und in der Kirche gab es Worte und Bilder, Dichtung und Skulpturen – und alles stand im Dienst der einen gemeinsamen Religion und Konfession. Das

Kennenlernen von und die Einübung in die Handlungs- und Bilderwelten, in die Motive und sprachlichen Eigenstrukturen geschah durch Nachahmung und Lehre im Rahmen der Kirche, die oftmals gleichzeitig auch zentral für die Schule zuständig war.

Auch wenn heute vor allem in der Sozialpädagogik viel von Arbeit in den Sozialräumen die Rede ist, auch wenn es angesichts vieler sozial abgehängter Menschen heute auch im Bildungskontext um Aufsuchen gehen muss, für die Begegnung von Kunst und Religion bedarf es eigens gestalteter Räume, in denen Menschen aus beiden Welten zueinander finden können.

Solche Orte gibt es bereits. Sie haben sich entwickelt in den letzten Jahrzehnten. Die Evangelischen und Katholischen Akademien haben sich schon früh als Orte solcher Begegnung verstanden: Die Ausstellungen zeitgenössischer Kunst in den Akademien, die Kooperationen von Opernhäusern und Akademien etc. machen das deutlich. Solche Kooperationen waren nie Solitäre, sondern meist verbunden mit entsprechenden Dialogveranstaltungen. Und in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts waren die Akademien auch Orte des Dialogs von Literatur und Religion.

Allerdings sprechen die Akademien nur einen kleinen Teil der Menschen an. Deswegen braucht es neue und weitere Räume für die Begegnung von Kunst und Religion. Manche Räume bieten sich von sich aus an: Kirchen zum Beispiel (vgl. Schmitt, Gebauer etc. in diesem Heft), Museen ebenso (vgl. Groha). Hinzu kommen Buchhandlungen und Büchereien, Galerien und Ateliers. All das sind Orte, die nicht unbedingt Sozialraum-Charakter haben, es sind eher Durchgangsorte, die bewusst für eine bestimmte Situation aufbereitet werden müssen.

Voraussetzung für die Begegnung und den Dialog von Kunst und Religion ist, dass beide nicht nur materiell da sein, sondern mit ihrer „Aura“ da sein

müssen und dürfen. In der Kirche, im Museum kann das im besten Sinne der Fall sein. Bildungsräume allerdings entbehren oft jeglicher Aura. Das gilt schon für die Einrichtung: Ungenutzte Stühle und Tische stehen in der Ecke, das Mobiliar erinnert eher an Büros als an Wahrheitsorte. (Leider gilt das inzwischen bisweilen auch für Kirchen.)

Es sind ganz simple Voraussetzungen also, die zuallererst gegeben sein müssen. Hinzu kommt, dass derartige Orte gleichermaßen offen (Durchgangsorte) sein und Diskretion ermöglichen müssen. Und diese Orte sind nicht singulär für solche Begegnungen nutzbar: Sie brauchen den Ruf, Begegnungsorte zu sein. Sie müssen bekannt werden als Ausstellungsorte wie als spirituelle Räume, als Begegnungsorte und Menschenräume. Nur dann kann es zu den gewünschten Formen des Dialogs kommen.

„Gratia supponit naturam“, heißt es in der alten Theologie. Gnade setzt die Natur voraus. Das lässt sich auch so verstehen: Ohne die notwendigen materiellen Voraussetzungen sind emergente Dialoge von Kunst und Religion mühsam, wenn nicht unmöglich. (Ein Drei-Sterne-Mahl lässt sich auch nur schwerlich in einem eben ausgeräumten Schweinestall verkosten.)

Wenn all diese Voraussetzungen stimmen, und die vorausgegangenen Anmerkungen waren ein Plädoyer für eigene und besonders gestaltete Bildungsräume, dann allerdings sind weitere Dinge notwendig. Auf Seiten der Religion braucht es eine Verflüssigung der reinen Lehrsprache. Narrativität, das Erzählen von Mythen und Geschichten ist notwendig für die Begegnung. Viel stärker sollte sich Religion der Tatsache bewusst werden, dass sie – als Schriftreligion – von der Dichtung gelebt hat und bis heute lebt. Und dass Dichtung nur dann lebendig bleibt, wenn sie fortgeschrieben, weiter gesprochen wird. Auf Seiten der Kunst bedarf es wohl einer immer wieder neuen Vergewisserung der eigenen Herkunft, dass sie nämlich ein Geschwisterkind der Religion sei.

Und dann sind da noch jene Menschen, um derentwillen all das geschieht. Denn der Dialog von Kunst und Religion ist kein Selbstzweck. Im besten Sinn des Wortes ist dieser offen ausgetragene Dialog Bildung. Er rührt an die *Conditio humana*, er fragt nach dem eigenen Bewusstsein von Endlichkeit und Zukunft, er ist selbst faszinierend wie erschreckend. Und er lässt in diesem Sinne Menschen Erfahrungen mit Fragen und versuchten Antworten, mit Sinngebung und Fragmentierung, mit Brüchen und neu gestalteten Deutungen machen.

Er bewegt Menschen dazu, ihre eigenen Deutungsmuster zu befragen und wahrzunehmen, dass jegliche Deutung nur eine mögliche Form von Bedeutungszuwachs ist. Er macht deutlich, dass Wahrnehmung immer schon der Empfindung und der Interpretation verfallen ist und dass genau diese Tatsache die Spannung und das Lebens-trächtige menschlicher Kommunikation und menschlichen Miteinanders ausmacht.

Die Reflexion des Reiches der Bedeutungen, zu dessen ersten Bewohnern Kunst und Religion gehören, lässt dann erst die Vielfalt und Würde werden. In diesem Sinn sind Bildungsräume auch Räume der Würde.

4. Zum Schluss: Ein Beispiel

Wann?

*Wenn es den Einen gibt,
der hineinschlüpft in die Stimme
und miterwacht im Auge,
mithört, und der ja sagt,
hören wir es, sehen wir es,*

*wenn er dabei ist
bis in die Knochen,
mitsterbend, mildernd den Tod,
ein sicheres Dasein
wäre die Liebe,
zwei gegen einen.*

*Schlägen die Sätze Funken,
erleuchteter, wäre die Erfahrung
ruhiger, das Beweisen sich selbst klar?*

*Das Zögern ginge beschützt vom Weg
dem Ende zu, zu finden,
was ohne Gefundensein nicht ist.*

Alfred Kolleritsch

Zeit oder Bedingung, wann oder wenn – das Gedicht entscheidet das nicht. Das Wann ist jedenfalls eine Frage. Und es ist eine Frage, die sich aufs Ende bezieht. Wenn es den Einen gäbe – das steht da aber nicht, es steht da der Indikativ als Realis. Der Eine also als Indikativ und unsere Menschenwelt als Möglichkeitswelt, als Welt der Bedeutungen und Fragezeichen, unter dem Gravis der Endlichkeit und unter dem Akut des Sprechens.

Der großgeschrieben Eine, ansonsten unbenannt, lässt denken, lässt hoffen. Weil er Ja sagt, im Indikativ.

Wenn diese Bedingungen stimmen, wenn der Eine mitstirbt und den Tod mildert, würde sich dann die Welt verändern, brähe also ein neues Paradies an? Wäre wenigstens die Sprache das, was sie doch sein sollte: Hell und wahr?

Das Gedicht verneint all das. Aber dass das Zögern, das Zweifeln vom Lebensweg beschützt wäre, das wäre schon etwas. Und dass es, dieses suchende Zögern zu einem findenden würde, dass es gar etwas findet, das „ist“... Das was ist, dazu sagt das Gedicht nur formal etwas, denn der andere Realis, das ist unter dem Vorbehalt des Wenn „der Eine“. Und nur im Gefundensein ist es.

Kolleritsch' Text lässt sich vielleicht ins Gespräch bringen mit einem anderen, wohl mehr als 2500 Jahre älteren Text:

3Mein Herz ist entbrannt in meinem Leibe, und wenn ich daran gedenke, werde ich entzündet; ich rede mit meiner Zunge. 4Aber, HERR, lehre mich doch, daß es ein Ende mit mir haben muß und

mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß. 5Siehe, meiner Tage sind einer Hand breit bei dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben! (Sela.) Psalm 39

Das ist ein Psalmentext, und so zeichnet er sich als Gebet durch seinen Ansprachecharakter aus. Auch hier geht es um Endlichkeit. Auch hier geht es nicht um deren Überwindung in einem Paradies der Unsterblichkeit. Auch hier geht es um Sprechen und Sprache.

Aber ist nicht das Ziel in diesem Glaubenstext um vieles trostloser als in dem neueren Gedicht? Oder geht es bei all dem, wie auch schon bei Adam mit seinem versuchten Wurf nach dem verlorenen Paradies, am Ende gar nicht um die Überwindung des Todes, sondern darum mit ihm umzugehen, handelnd, sprechend. Geht es vielleicht darum, dass es wenigstens ein ansprechbares DU gibt? Eines, das den Tod mildert?

Vielleicht dient die Kunst wie die Religion nur dem. Vielleicht dient auch der Dialog von Kunst und Religion dem Menschen, indem er ihn fragend und ansatzweise immer wieder versöhnt mit der eigenen Endlichkeit, mit dem Sterben-Müssen.

Vielleicht ist genau dies der immer wieder versuchte Wurf nach dem verlorenen Paradies? Dass der Mensch sich seiner Menschlichkeit gewisser wird, die ihren Grund im menschlichen Wissen um die eigene Sterblichkeit hat?

Literaturhinweise

Assmann 2014: Assmann, Jan, Was sind Mythen in: Philosophie Magazin, Sonderausgabe Mythen, 2014, 10-13

Ricoer, Paul, ebd.18 f

Enzensberger, Christian, Literatur und Interesse, Frankfurt a.M. (STW) 1992

JB 2010: Jahresbericht der keb DRS 2010/20111

Zur Abbildung auf Seite 19:

Genauer hinschauen, befreit von alten Sehgewohnheiten:

Hl. Kümmeris (Wilgefortis), 18. Jahrhundert, aus dem Ursulinenkloster in Graz, ausgestellt im Diözesanmuseum Graz, Österreich.

Die ‚Heilige‘ Kümmeris ist zwar keine richtige Heilige, aber zahlreiche Legenden ranken sich um ihr Leben. Ihre Entstehung ist eng verwoben mit einer besonderen Ikonografie des Christus am Kreuz, der ein Triumphkleid trägt. Seit der Mitte 15. Jh. wurde aus der in Lucca bewahrten Darstellung des Volto Santo, die Christus im Kaiserrock zeigt, die Geschichte einer Braut wider Willen. Die Tochter eines heidnischen Königs, die sich taufen ließ, setzte sich gegen die vom Vater angestrebte Zwangsheirat zur Wehr. Um vor männlicher Begierde sicher zu sein, flehte sie im Gebet um Unattraktivität und Verunstaltung. Ihre Gebete wurden erhört, ihr wuchs ein Bart. Der erzürnte Vater ließ sie daraufhin ans Kreuz schlagen. Doch bevor sie an diesem verstarb, verkündete sie den Glauben Jesu Christi und bekehrte viele zum Christentum.

© Archiv/Foto: Diözesanmuseum Graz der Diözese Graz-Seckau

Gebauer, Emanuel, Dr, phil., Kunsthistoriker, Leiter und Geschäftsführer der keb Rems-Murr e. V., Referent für kulturelle Bildung in Stuttgart, Studium der Kunstgeschichte, Christliche Archäologie und Theologie in Bonn, Köln und Mainz, später Religionspädagogik ZFU Domschule Würzburg. Anstellungen in der Landesdenkmalpflege, Lehraufträge in der Denkmalbildung und Publikationen in den Themen Kunstgeschichte und Kirchenpädagogik. Vorstand Kunstverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Ausstellungskurator verschiedener Projekte wie z. B. der Stuttgarter SeHbrücke.

Gilles, Beate, Dr., Theologin, Dezernentin Kinder, Jugend, Familie im Bistum Limburg, Publikation zum Thema: Gilles, Beate, Artikel zur Kirchenraumpädagogik. In: Wahle, Stefan (Hrsg.), Zeit – Kunst – Liturgie. Der Gottesdienst als privilegierter Ort der Ästhetik. [Festschrift Albert Gerhards]. 2011.

Gokenbach, Gabriele, Pfarrfrau und Mesnerin, Kirchenpädagogin, Aalen-Fachsenfeld

Groha, Ulla, M.A., Kunsthistorikerin und Museumspädagogin, Studium in Mainz und Dijon. Wissenschaftliche und museumspädagogische Anstellungen in Berlin und Bautzen. Seit 1998 freiberufliche Kunsthistorikerin und Museumspädagogin bei mehreren Einrichtungen der keb – Katholischen Erwachsenenbildung und verschiedenen Volkshochschulen in der Region Stuttgart, sowie bei der Staatsgalerie Stuttgart, Lehraufträge an der Lazi-Akademie Esslingen. Publikationen u.a. Weitblicke und Augenblicke – Engener Stadtansichten von Dieter Groß. In: Engen hat was!, S. 5 – 11, Hg. Stadt Engen, Hildesheim 2006; Paulus in Gefängnis – Rembrandts Gemälde erschlossen. In: Welt und Umwelt der Bibel – Archäologie, Kunstgeschichte, N. 51, 14. Jg., Heft 1/2009, S. 46 – 49

Hantschel, Heribert, Dipl. Sozialpädagoge FH, Dozent an der Fachschule für Heilerziehungspflege Reichenbach

Robby Höschele, Diakon, Spiel- und Theaterpädagoge (AGS), Playing Artist. Referent für experimentelle und kulturelle Bildung seit September 2011. Dazu gehören u.a. die Arbeitsfelder Playing Arts/Ästhetische Bildung, Bildung im Web 2.0 und Jugendkirche in Kirchenräumen, 1996 Ausbildung zum Spiel- und Theaterpädagogen (AGS). Vom 1992 bis 2011 Teamleiter der Arbeitsstelle Musisch-kulturelle Bildung im ejw. 1980 – 1983 Ausbildung zum Diakon/Jugendreferent. 1983 bis 1992 Jugendreferent der Evang. Kirchengemeinde Schwenningen/N. Seit 1992 Teamleiter der Arbeitsstelle Musisch-Kulturelle Bildung im Evangelischen Jugendwerk in Württemberg. Mitarbeit beim Jugendkirchenfestival Stuttgart seit 2007 und Mitglied im Landesausschuss Württemberg des Deutschen Evangelischen Kirchentags. Vertritt das ejw in der Landesvereinigung kulturelle Jugendbildung Baden-Württemberg e.V. und im Bundesverband Kulturarbeit in der evang. Jugend e.V. Mitglied im Vorstand des Kulturrats der Evang. Landeskirche Württemberg und Mitglied im Vorstand des bundesweiten Netzwerks Spiel & Kultur. Playing Arts e.V. Mitglied der 14. Landessynode in Württemberg, stv. Vorsitzender im Ausschuss Bildung und Jugend und Mitglied im Kuratorium des Pädagogisch-Theologischen Zentrum der Evang. Landeskirche Württemberg.

Krämer, Michael, Dr., Theologe und Literaturwissenschaftler, Leiter der Katholischen Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart, zahlreiche Veröffentlichungen zur Theologie, Literatur und Erwachsenenbildung. Zuletzt: Vogel, N., Krämer, M. (Hrsg.), Perspektiven katholischer Erwachsenenbildung im gesellschaftlichen Kontext, Bielfeld (WBV) 2013; Im eigenen Leben zu

hause. Von der notwendigen Unfunktionalität von Bildung in: Schönherr, K.W., Tiberius, V. (Hrsg.), *Lebenslanges Lernen*, Wiesbaden (Springer) 2014; *Wir leben in vielen Welten*.

Zur Bedeutung von Pluralitätskompetenz in Kirche und Gesellschaft, in: Jahresbericht der keb DRS 2013/2014, 5 – 12.

Jörger-Marhabi, Alexandra, Germanistin, Theologin, Gymnasiallehrerin, Stuttgart

Lieth, Margot, Dr., Kirchenführerin, Natur- und Landschaftsführerin (Nabu), Musiklehrerin, Musikwissenschaftlerin,

Musikstudium an der University of North Carolina, U.S.A., Studium der Musikwissenschaft und Musikethnologie an der Universität zu Köln, Promotion 1986, Kirchenführerausbildung 2009 – 2010 (Ak Kirchenraum und Kirchenpädagogik zusammen mit Ak DenkMalBildung der Diözese Rottenburg-Stuttgart), Lehrgang „Natur- und Landschaftsführung“, Schwäbischer Albverein, Mai – Juni 2013, Abschluss mit Zertifikat durch NABU (Naturschutzbund), Fortbildung „Meditativer Tanz“ im Rahmen der Katholischen Erwachsenenbildung Ludwigsburg 2012 – 2014.

Müller, Thomas Moritz, Journalist und Autor,

von 1977 bis 2012 Redakteur beim »Katholischen Sonntagsblatt«, dem Magazin für die Diözese Rottenburg-Stuttgart, zuletzt mit Schwerpunkt Kultur. Unter dem Label *scenario wort+bild* Esslingen realisiert er seit vielen Jahren als Künstler und Publizist mit wechselnden Teams Kunst- und Kulturprojekte vor allem in den Bereichen Foto, Kunstinstallationen und Performances. An der Umsetzung des zwischen 2007 und 2012 entstandenen Fotoprojektes »Modern Sebastian« waren über 70 Mitwirkende beteiligt. Zuletzt Mit-herausgeber des Sammelbandes »Gott denkend entdecken – Meilensteine der Theologie« in der Reihe der *topos* Taschenbücher (2012) und Herausgeber des Kataloges zum Projekt »Modern Sebastian« (letzterer Titel zu beziehen über den Autor).

Paulus, Engelbert, Dr., Diakon in Dürbheim,

Fundamentaltheologe und Diakon, kuratierte im Rahmend des Projekts „Malhalten“ Gegenwartskunst in 21 katholischen und evangelischen Kirchen. In seiner Reihe „Zwei mal Zwei“ stellt er regelmäßig zwei Künstler in den Kliniken Spaichingen und Tuttlingen aus. Gleichzeitig ist er Klinikseelsorger und setzt sich lyrisch mit Bildern auseinander.

Aktuelle Publikation zum Thema: Mohr, Nikolaus/Paulus, Engelbert

(Hrsg.): *Die Erschaffung der Welt*, Lindenberg, Verlag Josef Fink 2012 (= Wort folgt Bild 1)

Schmitt, Christoph, Leiter und Geschäftsführer der keb Nördlicher Schwarzwald e.V.,

Diplomtheologe. Studium der Theologie und Philosophie. Wissenschaftlicher Mitarbeiter Theologische Fakultät Trier (Fachbereich Neues Testament). Ergänzungsstudiums Erwachsenenbildung an der Hochschule der Pallotiner Vallendar. Redaktionsmitglied der Zeitschrift „KirchenPädagogik“.

Petra Waschner M.A., Referentin für Erwachsenenbildung des Evangelischen Kreisbildungswerkes Böblingen; Haus der Begegnung Böblingen,

Studium der evangelischen Theologie und Erziehungswissenschaft in Saarbrücken und Stuttgart. Jugendreferentin im Verband Christlicher Pfadfinderinnen und Pfadfinder (VCP). Leiterin der Evangelischen Erwachsenenbildung im Landkreis Ludwigsburg, Projektstelle für die Ausbildung der Kirchenführerinnen und Kirchenführer in der evang. Landeskirche Württemberg (bis Frühjahr 2014).

- Arens, Edmund (Hrsg.), *Gegenwart. Ästhetik trifft Theologie*, (QD 246), Freiburg Basel Wien 2012
- Boehme, Katja, *Kirchenraumpädagogik als ökumenische Herausforderung*. In: *Katechetische Blätter* 133. Jg. (2008/Heft 2) S. 136 – 144
- Burrichter, Rita, *Perspektiven der Kirchenpädagogik im Horizont gegenwärtiger praktisch-theologischer Fragestellungen*. In: *Theologie und Glaube* 103 (2013) 201-214
- Degen, Roland, *Lernort Kirchenraum*. In: Mette, Norbert/Rickers, Folkert (Hrsg.), *Lexikon der Religionspädagogik*, Bd. 2, Neukirchen-Vluyn, 2001, Sp. 1224-1227
- Degen, Roland/Hansen, Inge, *Lernort Kirchenraum. Erfahrungen, Einsichten, Anregungen*, München 1998
- Dörnemann, Holger, *Kirchenpädagogik. Ein religionsdidaktisches Prinzip. Grundannahmen, Methoden Zielsetzungen*, Berlin 2011
- Gerhards, Albert, *Mensch – Raum – Gott*. In der *Kirchenraumpädagogik geschieht Begegnung*. In: *Herder-Korrespondenz/Spezial*, Freiburg 2011, S. 51 – 55
- Gerhards, Albert, *Sinn und Sinnlichkeit sakraler Räume. Kirchenraumpädagogik ist im Kommen*. In: *Herder-Korrespondenz* 60. Jg. (2006/Heft 3) S. 149 – 153
- Gerlitz, Peter/Welten, Peter/Künzel, Hannelore/ May, Gerhard/Volp, Rainer/Wohlfahrt, Günter, (Artikel) *Kunst und Religion I – IX*. In: *Theologische Realenzyklopädie* Bd. XX (1990) S. 243 – 337
- Goergen, Aloys, *Glaubensästhetik. Aufsätze zu Glaube, Liturgie und Kunst*. In: Gerhards, Albert/ Schlette, Heinz Robert (Hrsg.), *Ästhetik Theologie Liturgik*; 34, Münster, 2. Aufl. 2007
- Glockzin, Siigrid/Schwebel, Horst (Hrsg.), *Kirchen-Raum-Pädagogik*, Münster 2002
- Grünewald, Erika, *Die Kunstgeschichte der Kirchenpädagogik. Ungelöste Spannungen*, Berlin 2010
- Hermann, Jörg/Martin, Andreas/Valtink, Eveline (Hrsg.), *Die Gegenwart der Kunst. Ästhetische und religiöse Erfahrung heute*, München 1998
<http://www.glaubensraum-lebenszeichen.de/>
- Internet-Magazin für Theologie und Ästhetik, Martin, Andreas (Hrsg.), (www.theomag.de)
- Kohler, Verena, *Kirchenpädagogik. Spirituelle und didaktische Zugänge zum Kirchenraum*, Weingarten 2001
- Mädler, Inken, (Artikel) *Museum: Musealisierung, Kunst und Kirche, religiöse und ästhetische Erfahrung, Kirchenraumpädagogik*, In: Gräb, Wilhelm/ Weyel, Birgit (Hrsg.), *Handbuch Praktische Theologie*, Gütersloh 2007, S. 383 – 394

Neumann, Birgit/Rösener, Antje, Kirchenpädagogik. Kirchen öffnen, entdecken und verstehen. Ein Arbeitsbuch, Gütersloh 2009 (4. Aufl.)

Nitschke, Marcus, Kirchenräume als Kommunikationsräume. Chancen und Herausforderungen für die architektonische Präsenz der Kirchen. In: irritatio Informationen und Anregungen für Kirche & Hochschule 1 (2006) S. 4 – 7

Ohlemacher, Jörg, (Artikel) Kirchenpädagogik. In: RGG4 IV (2001) Sp. 1266-1267

Raschzok, Klaus, Kirchenbau: Kirchengebäude, Kirchenraumfrömmigkeit, Raumwirkung, Atmosphären. In: Gräb, Wilhelm/Weyel, Birgit (Hrsg.), Handbuch praktische Theologie, Gütersloh 2007, S. 566ff.

Rombold, Günter, Kirchenräume als Begegnungsorte. In: Theologisch-praktische Quartalschrift 153. Jg. (2005/Heft 1) S. 58 – 66

Rupp, Hartmut, Handbuch der Kirchenpädagogik. Kirchenräume wahrnehmen, deuten und erschließen, Stuttgart 2005

Steiner, Peter B., Vom Sehen und Erkennen. Anmerkungen zur pastoralen Verantwortung beim Erschließen von Kirchen. In: Gottesdienst 41. Jg. (2007/Heft 12) S. 89 – 91

Stock, Alex, Zwischen Tempel und Museen. Theologische Kunstkritik. Positionen der Moderne, Paderborn 1991

Waldenfels, Bernhard, Architektur am Leitfaden des Leibes. In: Führ, Eduard/Friesen, Hans/Sommer, Anette (Hrsg.), Architektur im Zwischenreich von Kunst und Alltag, Münster, New York, München 1997

Weide, Helmut (Hrsg.im Auftrage des Landeskirchenamtes), Kirche und Kultur. Materialien für den Dienst in der Evangelischen Kirche von Westfalen, (REIHE D: Öffentlichkeitsarbeit; 20), Bielefeld 2001 (www.evangelisches-medienhaus-bielefeld.de)

Werbick, Jürgen, Warum die Kirche gute Orte zugänglich halten muss. irritatio Informationen und Anregungen für Kirche & Hochschule 1 (2006) S. 12 – 15

Winnekens, Katharina, (Artikel) Kunst und Religion. In: Eicher, Peter (Hrsg.), Neues Handbuch Theologischer Grundbegriffe, Bd. 2, München 2005, S. 402 – 420

Zeitschrift Kirchenpädagogik, hrsg. Bundesverband Kirchenpädagogik e.V., 2000ff.
vgl. <http://www.bvkirchenpaedagogik.de/>

Zeitschrift „Kunst und Kirche. Ökumenische Zeitschrift für Architektur und Kunst“, 1971ff.